1,70 DM / Band 397
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115



Ein Duft von Tod und Grauen

John Sinclair Nr. 397

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 11.02.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Ein Duft von Tod und Grauen

Das Klingeln hörte sich an wie das Läuten ferner Kirchenglocken, die irgendwo in der Weite des Landes angeschlagen wurden. Doch der Klang war nicht der wohlmeinender Glocken, er war viel härter und heller.

So kalt – und grausam…

Er drang in das Unterbewußtsein des schlafenden Mädchens, fraß sich in die Tiefe ihrer Seele und sorgte dafür, daß Dana Forresters Schlaf unruhig wurde.

Sie bewegte sich.

Auf dem Kissen drehte sie den Kopf zur rechten Seite, dann wieder hektisch nach links, um wenig später ihre alte Haltung erneut einzunehmen. Dabei ging ihr Atem schwer, denn das Klingeln war nicht mehr so fern. Es kam näher wie ein unheilvolles Versprechen.

Die Schlafende spürte den Ansturm des Bösen in der Seele. Und sie wurde zu dem willenlosen Bündel einer fremden Macht…

War ihr Schlaf bisher tief, fest und traumlos gewesen, so änderte sich dies schlagartig. Plötzlich hatte sie einen Traum, und der hing mit dem fernen Klingeln zusammen, das weiterhin durch ihr Bewußtsein trieb und ihre Traumwelt erst allmählich öffnete.

Sie schlief und sah…

Hinein »starrte« sie in die Dunkelheit, in der sich Schatten bewegten, als wollten sie das Klingeln weiter transportieren und auf sie zubewegen. Die Schatten bildeten einen gewaltigen Vorhang, der urplötzlich in der Mitte auseinanderriß.

Dana schlief, träumte, hörte und sah!

Aus dem verwaschen wirkenden Grau hinter dem Vorhang schälte sich etwas hervor. Die »Schlafende« konnte es nicht genau erkennen, aber sie sah es blitzen. Als wäre ein Lichtstrahl reflektiert worden.

Irgendein Gegenstand schwebte in der Luft und kam immer näher. Ohne daß sie es bewußt steuerte, begann sie schneller, hektischer und auch stöhnender zu atmen. Das Luftholen wurde zu einem regelrechten Röcheln, und auf ihren Lippen bildeten sich kleine Speichelbläschen, die beim nächsten Atemzug zerplatzten.

Die Schlafende spürte den ungeheuer starken Druck. Ohne daß ein sichtbarer Grund vorhanden gewesen wäre, geriet sie plötzlich ins Schwitzen. Und dies so stark, daß sich der Schweiß wie eine zweite Haut auf ihr Gesicht legte.

Die Angst kam…

Hervorgelockt durch das aufgewühlte Unterbewußtsein, das den Schrecken einfach nicht verkraften wollte, der sich aus dem Grau hinter dem Vorhang hervorschälte.

Ihr Traum wurde zum Alptraum.

Und endlich konnte Dana sehen. Das blitzende Metall war so nahe an sie herangekommen, daß es einfach unmöglich war, es nicht zu erkennen.

Im Traum nahm sie alles überdeutlich war, und sie sah ein, daß es keine Spiegel waren, die über ihr schwebten.

Im ersten Augenblick wurde sie an Metallteile erinnert, die eine ungewöhnliche Form besaßen. So gebogen wie Halbmonde, nur eben nicht gelb oder fahl, sondern blank.

So sahen Sicheln aus – oder Sensen!

Und damit hatte sie diese drei gefährlichen Gegenstände erkannt.

Es waren Sensen, die über ihr schwebten, nicht stillstanden, sondern leicht zitterten.

Auch das änderte sich.

Die Sense in der Mitte machte den Anfang. Zuerst schlug sie nach hinten, als wollte sie Anlauf nehmen. Dann schwang sie nach vorn, fuhr pfeifend weiter und wischte eine Armlänge über Kopf und Brust der Schlafenden hinweg.

Bevor sie abermals zurückschwang, gerieten die beiden anderen blank polierten Waffen ebenfalls in pendelartige Bewegungen.

Dabei bewegten sie sich nie synchron. War die erste Sense nach hinten geschwungen, befand sich die zweite in genau der entgegengesetzten Richtung, und die dritte schwebte dann über Danas Körper.

Es wurde zu einer grausamen Folter, die das hübsche Mannequin im Schlaf erlebte.

Nur blieb es nicht beim einfachen Schwingen, denn die gefährlichen Waffen veränderten ihre Stellungen.

Sie glitten tiefer…

Auch nicht gleichzeitig. Zuerst reagierte die Sense in der Mitte.

Bei diesem plötzlichen Ruck sah es so aus, als wollte sie auf den Körper der Schlafenden fallen, jedenfalls sah Dana dies so in ihrem Traum, und über ihre Lippen drang ein leiser, erschreckter Schrei.

Aber die gefährliche, blanke und scharfe Sense fing sich wieder und schwang weiter.

Als sie zurückpendelte, fiel die nächste. Sie kam wie ein Fallbeil auf Dana zu, mörderisch und gefährlich, wurde aber, bevor sie den Körper erreichen konnte, wieder abgefangen.

Dana schlief, und der Traum blieb. Sie merkte den Horror, der sich tief in ihr Unterbewußtsein hineingefressen hatte, und trotzdem wachte sie nicht auf. Sie erlebte den Traum in seiner brutalen Deutlichkeit weiter. Hätte jemand ihr Gesicht beobachtet, wäre ihm das Flattern der Augenlider aufgefallen und auch das Zittern der Lippen sowie die Speichelbläschen davor.

Das Atmen des Mannequins war zu einem Stöhnen geworden, in das sich hin und wieder ein schweres Seufzen und die klagenden Schreie der Angst mischten.

Dieser fürchterliche Traum überschwemmte das gesamte Bewußtsein der Schlafenden. Mit jeder Sekunde, die verstrich, sah sie die gefährlichen Klingen deutlicher. So schlimm und grauenhaft, daß sie ihr gesamtes Blickfeld einnahmen und sie nichts anderes mehr erkannte, als nur die schwingenden, blitzenden Sensen, die wie tödliche Glocken von einer Seite zur anderen glitten, um ihr Ende einzuläuten.

Auch ihre Geschwindigkeit hatte sich verändert. Längst waren sie schnell geworden und noch tiefer gefallen, so daß sie hautnah über den Körper und das Gesicht des Mädchens hinwegwischten.

Dana Forrester machte Schreckliches durch. Jeden Pendelschlag der unheimlichen Sensen erlebte sie wie eine körperliche Folter. Sie sah im Traum dieses gefährliche Schwingen und glaubte sogar, das Pfeifen und die Bewegung der Luft zu vernehmen, wenn die blanken und scharfgeschliffenen Sicheln über sie hinwegglitten.

Keine Hand paßte mehr zwischen den Körper des Mädchens und die gefährlichen Sensen.

Dana erlebte die Hölle. Irgendeine Faser ihres Nervensystems wünschte sich das Erwachen, aber so etwas wurde von dem anderen Bewußtsein zurückgedrängt.

Und der Alptraum steigerte sich noch.

Die geschliffenen Sensen schwangen schneller und schneller. Die Schlafende konnte sie nicht mehr unterscheiden, so rasch wirbelten sie hin und her. Permanent befand sie sich in Gefahr, hatte einmal das Gefühl, als hätte ihr Astralleib den Körper verlassen und würde nun über ihm schweben, um diese schreckliche Folter beobachten zu können.

Abermals jagten die klingenden und klirrenden Sensenklingen heran, und dann geschah das Furchtbare.

Sie rutschten noch tiefer.

Und diesmal trafen sie.

Für die Schlafende wurde der Traum so deutlich, daß sie das Gefühl bekam, alles plastisch mitzuerleben.

Die erste Sichel kam.

So verdammt nah, zu nah…

Im Schlaf schrie Dana auf. Der Traum wurde noch deutlicher, sie sah die drei Sensen, hörte das Pfeifen, wenn sie durch die Luft schnitten, vernahm das helle Singen, als sie aneinanderstießen, und bekam mit, daß sie verdammt groß waren.

Auf dem Gesicht der Schlafenden spiegelten sich ihre Gefühle wider. Sie waren grauenhaft, schrecklich. Weit aufgerissene Augen starrten gegen die Decke, der Mund zuckte, die Haut an den Wangen ebenfalls, und die kleinen Schweißperlen der Angst hatten sich zu dicken Tropfen zusammengefunden, die über ihr Kinn und dann am Hals entlang nach unten rannen.

Noch zweimal drangen Schreie über ihre Lippen, bevor die Sensen mit gewaltigen Pendelbewegungen zurückschwangen, in das zitternde Grau hineinstießen und dort verschwanden.

Dafür sah sie etwas anderes.

Grausam und drohend schob sich die Gestalt hervor, von der nicht einmal das Gesicht zu sehen war, weil es von einer blutroten Kapuze verdeckt wurde, die nur zwei Schlitze für die Augen freiließ.

Und die Augen waren wie dunkle Perlen oder Steine, denn in ihnen befand sich kein Funken Gefühl. Näher und näher schob sich der Kopf des Kapuzenmannes, und aus der Tiefe drang gleichzeitig seine übergroß wirkende Hand hervor.

Es war eine mit dunklerer Haut überzogene Pranke, auf der zahlreiche kleine Härchen wuchsen. Zwei Finger der Hand standen in die Höhe. Sie und der Daumen hielten eine kleine, pechschwarze

Flasche fest, die weder einen Stöpsel noch einen Korken besaß, so daß ungehindert aus der Öffnung dunkler Rauch aufstieg.

Er verteilte sich über der Flaschenöffnung zu dunkelblauen Wolken, die allmählich davongetrieben wurden, als hätte ein Windzug sie erfaßt.

Für eine Weile blieb das Bild. Die Schlafende erlebte den kalten Horror, der von dieser ihr im Traum erschienenen Gestalt ausging.

Dana stöhnte einige Male auf und konnte dann feststellen, daß sich die Gestalt wieder zurückzog.

Ebenso lautlos, wie sie gekommen war.

Über ihr schlug die graue Dämmerung wieder zusammen, als hätten Hände ein Tuch gefaltet.

Dana Forrester sah nichts mehr. Der Alptraum war vorbei, sie hätte weiterschlafen können.

Das gelang ihr nicht.

Dana war ein Mädchen, das sich vor der Dunkelheit fürchtete, deshalb ließ sie in den Zimmern, in denen sie übernachtete, stets eine Lampe brennen. In diesem Fall gab das Licht auf dem Nachttisch einen weichen Schein ab, der auch über ihr Gesicht floß und jeden einzelnen Schweißtropfen wie eine Perle aus dünnem Glas erscheinen ließ.

Dana erwachte.

Es war das Zucken der Mundwinkel, das Flattern der Augenlider, das Öffnen des Mundes.

Typische Merkmale eines aus dem tiefen Schlaf erwachenden Menschen, der plötzlich die Augen aufschlägt.

So auch Dana Forrester.

Sofort verspürte sie die bohrende Angst. Die Erinnerung an den gefährlichen Traum kehrte zurück. Sie sah wieder diese verdammten Sensen, wie sie heranfegten, um Dana endlich mit ihren scharfen Schneiden zu berühren.

Furchtbar…

Dana Forrester räusperte sich. Es dauerte seine Zeit, bis sie bemerkte, daß sie sich in ihrem Hotelzimmer befand und keine Sensen über ihr schwebten, die sie töten wollten. Dana wischte eine Strähne ihrer braunen Haare zur Seite. Das Lächeln auf den Lippen war verzerrt. Auch der Mann mit der Kapuze trat nicht mehr in ihr Blickfeld. Alles war nur ein Traum gewesen.

Ja, ein Traum…

Wirklich nur ein Traum?

Plötzlich spürte Dana das Entsetzen, das in ihr hochkroch. Sie hatte noch nichts Konkretes entdeckt, aber es hatte sich etwas getan, denn an drei Stellen ihres Körpers flammten Schmerzen auf.

An der Hüfte, der Schulter und dem linken Oberschenkel. Es war ein ziehender, ein beißender Schmerz, wie er eigentlich nur von Wunden

hinterlassen werden konnte.
Dana schaute an sich herab.
Ihre Augen weiteten sich, das Herz schlug schneller, denn sie sah das Blut, das an ihrem Nachthemd klebte. An drei verschiedenen Stellen blutete sie! Und es waren genau die drei Stellen, die von den Sensen in ihrem Traum erwischt worden waren.
Dana Forrester glaubte, wahnsinnig zu werden!

***

Sie saß auf dem Bett, hatte die Hände geballt und konzentrierte sich auf die Schmerzen. Es war schon fast masochistisch zu nennen, als sie den Kopf senkte und auf die blutenden Wunden schaute. Drei waren es. Und dreimal war sie im Traum von diesen verdammten Sensen berührt worden.
Sie blickte noch genauer hin, untersuchte die Schnitte, die ziemlich lang und dabei sehr dünn waren, als hätte ein scharfer Papierrand die Haut durchtrennt.
Das alles nahm sie wahr, verarbeitete es, dachte darüber nach, und als sie zu diesem für sie schrecklichen Ergebnis gekommen war, blieb auch der Schock nicht mehr aus.
Dana begann zu zittern.
Es fing mit einem Kopfschütteln an, die Vibrationen pflanzten sich fort, sie rannen über ihre Arme, erreichten die Hände, die Schenkel, die Beine und auch die Füße.
Gleichzeitig bekam sie das Gefühl, nicht mehr atmen zu können.
Sie hatte zwar den Mund weit aufgerissen, aber Luft holen konnte sie nicht. Irgendwie war alles zu, die Kehle, die Atemwege, und sie hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen.
Daß sie es schaffte, sich vom Bett hochzustemmen, glich schon einem kleinen Wunder. Aber sie kam voran, schleppte ihre Füße über den weichen Teppich, warf noch einen hölzernen Diener um, diesen senkrecht stehenden Kleiderständer, und taumelte auf die Tür zu, wo sie schwer auf die Klinke fiel und die Tür somit öffnete.
Das Mädchen wankte in den Gang, fiel gegen die Wand und holte keuchend Luft. Dort wo die scharfen Sensen sie erwischt hatten, klebte der Kleiderstoff auf den Wunden und färbte sich rot.
Dana schluckte – und dann schrie sie.
Endlich löste sich ihre Angst in diesen gellenden Schreien, die durch den menschenleeren Hotelgang hallten.
Er blieb nicht lange leer. Die Schreie rissen auch die anderen Gäste aus dem Schlaf, und wenig später schon wurden die ersten Türen aufgerissen. Es waren nur junge Mädchen, die schlaftrunken und mehr oder weniger bekleidet die Räume verließen.
Hübsche Geschöpfe mit den angeblichen Idealmaßen. Mannequins

eben.

»Dana!«

Jemand schrie ihren Namen. Sie hörte die Stimme, aber sie reagierte nicht. Das Schreien war zu einem Wimmern geworden. Mit dem Rücken preßte sie sich gegen die Wand und merkte schon bald, daß sie sich nicht mehr halten konnte, weil sie in den Knien einfach keine Kraft mehr besaß. Allmählich gaben sie nach, das Gewicht wurde zu stark, und die gegenüberliegende Wand kam ihr plötzlich vor wie eine schwankende Wasserfläche, die auf sie zustürzen wollte.

Das war nicht der Fall.

Dana bekam den Druck nach vorn und wäre mit dem Gesicht zuerst aufgeschlagen, wenn nicht die helfenden Hände ihrer Kolleginnen sie abgestützt hätten. Stimmen schwirrten durch die Leere.

Entsetzte Gesichter schauten auf Dana, sahen die drei scharfen Wunden, das Blut, und jemand schlug endlich vor, das Mädchen in ein Zimmer zu tragen.

Das wurde auch gemacht.

Schließlich lag Dana wieder auf ihrem Bett. Sie wimmerte, als ihre Freundin Ellen Winter den Stoff vom Bein hob und somit eine Wunde freilegte. Vier Kolleginnen umstanden sie noch und schüttelten die Köpfe, als sie so deutlich sahen, was mit Dana geschehen war.

»Das kann ich nicht glauben«, sagte jemand. »Sie muß überfallen worden sein.«

»Aber von wem?«

»Und er hat dreimal geschnitten.« Die Mannequins stellten nur fest, konnten sich jedoch keinen Reim auf die Verletzungen machen, bis eine von ihnen den Vorschlag machte, die Polizei einzuschalten.

Bevor sie eine Antwort bekam, wurde gegen die Tür geklopft, und ohne das »Come in« abzuwarten, betrat ein Hotelangestellter das Zimmer. Er schaute sich verwundert um, sah das Mädchen auf dem Bett liegen und war mit schnellen Schritten da. »Was ist passiert?« fragte er. »Wir hörten unten Schreie…«

»Da, sehen Sie«, sagte Ellen Winter. Der Portier wurde blaß. »Sie ist verletzt.«

»Das wissen wir auch.« Der Mann beugte sich tiefer. Er war schon älter und schien gewisse Erfahrungen zu haben. Mit zwei Fingern schabte er an seinem glattrasierten Kinn entlang. »Wenn ich ehrlich sein soll, sieht es so aus, als wären die Wunden von scharfen Messern verursacht worden.« Er drückte sich wieder hoch und bewegte dabei seinen Kopf, damit er jedes. Mädchen anblicken konnte.

»Sie wissen schon, wenn jemand mit einem Messer einen blitzschnellen Schnitt in irgend etwas zieht.«

Die Mannequins nickten. Ellen übernahm wieder das Wort. »Dies würde bedeuten, daß sich jemand in das Zimmer unserer Kollegin

geschlichen haben muß.«

Der Portier schwieg. Er wollte nicht zugeben, daß dieses Hotel nicht das Maß an Sicherheit bieten konnte. »Aber es kann auch andere Möglichkeiten geben.«

»Und welche?« Er hob die Schulter, gab keine Antwort, und auch die anderen sprachen nicht mehr, denn Dana meldete sich plötzlich.

»Es waren keine Messer«, flüsterte sie und bewies damit, daß sie zugehört hatte. »Nein, keine Messer. Etwas anderes. Sie schwebten über meinem Kopf. Drei Sensen…«

Nach ihren Worten wurde es still. Die Mädchen schauten sich an, begriffen es nicht, und auch der Portier konnte es nicht fassen.

Sensen sollten das gewesen sein. Unmöglich, so etwas konnte man sich kaum vorstellen, so etwas gab es nicht.

»Wo sollen die denn hergekommen sein?« hakte Ellen Winter nach.

Dana schaute sie gequält an. »Sie schwebten über mir.«

Ellen schielte zur Decke. Sie lag als weiß getünchte Fläche über dem Bett.

»Tut mir leid, Dana, ich sehe keine Sensen. Da ist alles vollkommen normal.«

»Du kannst sie auch nicht sehen. *Ich* habe sie nur gesehen. Ich allein.«

»Und wann?«

»Im Traum, Ellen, im Traum…« Niemand gab darauf eine Erwiderung. Die Herumstehenden machten große Augen und hoben die Schultern.

Schließlich räusperte sich der Portier. »Ich finde, wir sollten einen Arzt holen, der die Wunden verbindet. Außerdem möchte ich Sie noch fragen, ob Ihre Kollegin…« Er senkte seine Stimme zu einem Flüstern, »na ja, ob sie vielleicht Selbstmordabsichten gehabt hat. Sie wissen, was ich meine.«

»Ja, das wissen wir.«

»Und?«

»Die Antwort lautet nein.« Der Portier lächelte schief, als er in die hart wirkenden Gesichter der Mannequins schaute. »Es war auch nur eine Frage«, sagte er schon rückwärtsgehend. »Ich hole dann den Arzt.«

Zurück blieben fünf Mannequins, die sich nicht erklären konnten, woher die Wunden ihrer Kollegin kam. Zu sechst waren sie losgezogen, um die Herbstmode vorzustellen. An solch ein Unglück hatte niemand von ihnen auch nur im Traum denken können.

»Ob sie nicht doch selbst…« Ellen unterbrach ihre Kollegin.

»Nein, Janet, bestimmt nicht. So war Dana nicht.«

»Aber wer sollte…?«

»Ein Irrer, so sehe ich das!«

»Kein Irrer, Mädchen, kein Irrer.« Dana hatte gesprochen, und die anderen fünf drehten sich um.

Ellen ging schnell zu ihr und schaute sie an. »Du darfst jetzt nicht darüber nachdenken, Dana. Du mußt ruhig liegenbleiben und alles vergessen, auch diesen Eindringling…«

»Aber es ist keiner gekommen, Ellen, obwohl ich doch jemand gesehen habe.«

»Na bitte!« lächelte Ellen.

»Tut mir leid, daß ich dich enttäuschen muß. Aber das ist es nicht, Ellen.«

»So, was dann?«

»Dieser Mann, den ich gesehen habe, war ein Henker. Und er trug eine blutrote Kapuze auf dem Kopf…«

***

Straßencafes sind immer dann beliebt, wenn die Sonne ihre Strahlen in die wärmenden Häuserschluchten und Fußgängerzonen der Städte schickt, so daß sich die Menschen draußen aufhalten können. Sie trinken ihren Kaffee, schauen und wollen häufig auch gesehen werden. Es ist eben ein anderes Gefühl in einem Café zu sitzen und den Müßiggänger zu spielen.

Auch ich genoß dieses Flair. Zwar hatte ich keinen Kaffee vor mir stehen, sondern löffelte an meinem Eis, aber die chicen, tollen, jungen Leute um mich herum, gaben mir wenigstens für die Zeit des Eisessens das Gefühl, zu ihnen zu gehören.

Das Café war »in«. Irgendeine Schauspieler-Clique hatte es zu einem »Muß-Schuppen« erhoben, und es hatte den schönen Namen Star-Treff bekommen.

Wer hier verkehrte, gehörte zur Szene. Man kannte sich. Herrlich waren die überschwenglichen Begrüßungsszenen, wenn wieder ein neuer Gast eintraf und andere, die schon länger saßen, kannte. Das Umarmen und Küßchengeben wollte kein Ende nehmen. Man tat so, als hätte man sich monatelang nicht gesehen. Dabei war man sicherlich erst am letzten Abend zusammengekommen und hatte sich verkracht oder den anderen angeschmiert, um ihm irgendwie zu schaden.

Die Typen hier waren nicht ehrlich.

Ich löffelte mein Eis und dachte daran, daß die Person, die mich in dieses Café bestellt hatte, unpünktlich war. Aber ich hatte ihr schon verziehen, denn einer alten Freundin wie Sheila Conolly konnte man ja nicht böse sein. Wenigstens ich nicht.

Der Laden hieß zwar Star-Treff, aber Stars hatte ich dort noch nicht gesehen. Angeblich hatte Roger Moore mal seinen Kaffee im Star-Treff getrunken und Grace Jones einen Blick ins Lokal geworfen, das war

schon alles.

Die »Stars«, die hier zusammenkamen, standen auf der Bühne und bei Filmaufnahmen immer hinten und wären so gern nach vorn gekommen.

Auch Leute aus der Modebranche trafen sich hier. Und natürlich die Werbe-Freaks mit den PR-Tussys. Ach Gott, was machten die eine Schau…

Ich war wohl der einzige Beamte in diesem tollen Café, auch wenn ich mich nicht als Beamter fühlte, das muß ich an dieser Stelle mal gesagt haben. Aber die anderen spürten genau, daß ich nicht zu ihnen gehörte, denn mein Tisch und ich wurden gemieden, als hätten wir beide Aussatz.

Der schlanke, schmalhüftige Ober mit dem Gel im blonden Haar hatte mir schon böse Blicke zugeworfen. Wahrscheinlich sollte ich gehen, aber ich winkte ihn herbei. Er lächelte schon, schaute aber plötzlich traurig, als ich noch etwas bestellte.

»Wieder ein Eis?«, fragte er.

»Nein, einen Orangensaft mit Campari.«

»Sehr wohl.«

Er ging weg und tat so, als hätte ich ihn mit dieser Bestellung beleidigt.

Dabei lag das Café in einer netten Gegend. Am Rande des Londoner West Ends, wo auch heute noch Mode gemacht wird und sich verrückte Typen niederlassen, die sich Künstler nennen.

Die Straße war ein Stück entfernt, das Café lag dafür in einem kleinen Park. Es war ein flaches Gebäude, glich mehr einer Baracke, dafür hatte man es bunt angestrichen und die Stühle nach draußen auf eine halbrunde große Terrasse gestellt, die durch eine Mauer aus Bruchsteinen begrenzt wurde. Ein mit Kies bestreuter Weg führte nicht zur Straße, sondern auch zu einem kleinen Parkplatz unter alten Bäumen, wo ich meinen silbergrauen Bentley abgestellt hatte.

Irgendwie fühlte ich mich trotzdem wohl. Vielleicht lag es daran, daß die letzte Woche doch sehr hektisch gewesen war und ich mit einer gewissen Moira Cargal und ihrem Mentor, Mr. Doll, einige Schwierigkeiten bekommen hatte.

Das war zum Glück vergessen, und Moira hatte sich schließlich in ihrer eigenen Falle gefangen.

Ich gestand ihr noch im nachhinein zu, daß sie eine verdammt harte Gegnerin gewesen war und es fast geschafft hätte, meiner Laufbahn als Geisterjäger ein Ende zu setzen.

Mein Getränk kam. Als der Ober wartete, sagte ich freundlich grinsend: »Ich möchte noch nicht zahlen, Meister, Sie können ruhig die anderen bedienen. Wenn es soweit ist, gebe ich Ihnen Bescheid.«

Er verdrehte die Augen und schlich sich.

Meine Aufmerksamkeit erweckte ein Mädchen, das durch die Reihen der Tische kam. Die Kleine war irgendwie nett, trug einen Wickelrock aus Leinen, der bei jeder Bö in die Höhe geweht wurde, so daß ich nicht nur viel Bein zu sehen bekam, sondern auch ein knapp sitzendes Höschen aus weißer Spitze.

Da freute sich doch Vaters Herz.

Ich mußte lächeln, beobachtete die Kleine weiter, die mich überhaupt nicht sah und ihre Clique suchte, wo sie ebenfalls überschwenglich empfangen wurde.

»Typisch Mann!«

Die Frauenstimme, die mich aus meinen Blickträumen riß, kam mir sehr bekannt vor. Sheila Conolly stand neben mir.

Ich stand auf. »Teufel, da bist du ja. Ich habe dich überhaupt nicht gesehen.«

Sheila nahm Platz. Sie trug ein Sommerkostüm aus weißem Leinen, das sehr lässig wirkte und trotzdem eng geschnitten war, wenn ich vom Rock ausging. Auf dem blonden Haar saß ein blauer chicer Hut, der genau mit der Farbe der Bluse harmonierte.

Sheila paßte hierher, ich weniger, aber als Modemuffel bin ich ja hinlänglich bekannt.

Sofort war der Ober da. Er überschlug sich fast vor Freundlichkeit und kannte sogar Sheilas Namen. »Wie immer, Mrs. Conolly?«

»Ja.«

»Was hast du dir denn bestellt?« fragte ich sie.

Sie funkelte mich aus ihren blauen Augen an. »Einen Kaffee und einen Cognac dazu.«

Ich lachte. »Wirst du unsolide?«

»Manchmal.«

»Aha, und deshalb hast du dich auch heimlich mit mir getroffen, nicht wahr?«

»Du wirst lachen, John. Bill weiß tatsächlich nichts davon, sonst wäre er mitgekommen und hätte die Pferde scheu gemacht. Nein, ich bin für eine Woche außer Haus, und Bill paßt auf Johnny auf.«

»Habt ihr Krach?«

»Nein.«

»Hast du Urlaub von der Ehe genommen?«

»Fast.«

»Und dazu brauchst du mich?« Ich nahm einen Schluck und wartete auf ihre Antwort.

Sheila wiegte den Kopf. »Wahrscheinlich, John.« Ihre Antwort hatte ernst geklungen, so daß ich mir eine weitere lockere Bemerkung verkniff. Wenn Sheila mit mir reden wollte, war es sicherlich eine Sache, die mich beruflich anging.

Ihre beiden bestellten Getränke kamen. Sie kippte den Cognac in den

Kaffee, nahm drei Stücke Zucker, rührte um und trank die ersten Schlucke. »Das tut gut«, sagte sie, als sie die Tasse abstellte und sich für die Verspätung entschuldigte.

»Macht nichts. Ich habe mich köstlich amüsiert. Außerdem verbringe ich gern meinen Dienst auf diese Art und Weise.«

»Kann ich mir vorstellen.« Sie wechselte das Thema. »Wie geht es eigentlich Sir James?«

»Er liegt noch im Krankenhaus. Die Verletzungen sind schwerer, als wir angenommen haben. Sie werden ihn noch eine Woche dabehalten.«

»Die armen Schwestern.«

»Das kannst du laut sagen. Und wie habt ihr sie überstanden?«

»Einigermaßen.«

Die Verletzungen, die Sir James, Suko und ich erlitten hatten, waren durch scharfe Fäden verursacht worden, an denen Mr. Dolls Marionetten gehangen hatten. Selbst Sir James hatten sie nicht verschont.

»Aber deswegen bist du doch nicht gekommen – oder?« fragte ich die blonde Sheila.

»Das stimmt.«

»Dann sag den Grund?«

Sheila lächelte und rührte mit dem Löffel den Kaffee um. Es war mehr eine Geste der Verlegenheit. »Ich hoffe nur, John, daß ich nicht die Pferde scheu mache.«

»Kaum. Du kannst mir alles erzählen. Betrachte mich einfach als deinen Beichtvater.«

Sie lachte. »Beichtvater ist gut, aber ich habe ein Problem und möchte vorweg sagen, daß ich vielleicht nur die Pferde scheu mache, aber ich wollte mir keine Vorwürfe machen, falls doch etwas schiefläuft.«

»Verstehe.«

Sheila nahm noch einen Schluck, stellte die Tasse abrupt auf den Teller und sagte: »Es geht um Mode!«

»Wie schön.«

Sie lachte. »Ich weiß, daß du dafür nicht viel übrig hast, aber dir ist ja bekannt, daß ich in dieser Branche einmal aktiv tätig werden wollte und es auch war.«

»Ja, das weiß ich leider zu genau.« Ich dachte an einen Fall, der uns damals auf eine Schönheitsfarm in die Nähe von Paris geführt hatte, wo plötzlich die Hölle los gewesen war. Sheilas Ausflug in die Modewelt hatte mit einem dämonischen Paukenschlag sein Ende gefunden.

Sollte die Sache jetzt wieder beginnen?

»Du schaust so skeptisch«, sagte sie.

Ich hob die Schultern. »Dabei dachte ich nur an die Vergangenheit.«

»Das ist vorbei. Es gibt wohl keine Mannequins mit Mörderaugen mehr, obwohl ich eingestehen muß, daß sich der Grund, weshalb ich dich treffen wollte, auch wieder in dem Bereich liegt.«

»Mannequins?« fragte ich und schaute an Sheila vorbei zu den Typen, die die Terrasse bevölkerten. Viele von ihnen hatten Ähnlichkeit mit diesen Modepüppchen.

»Ja.«

»Und was ist es diesmal?«

»Das kann ich nur schwer erklären.«

»Versuche es.«

»Deswegen bin ich hier. Hör zu. Die Mode hat mich nie losgelassen. Irgendwie mische ich immer mit. Auch als stille Teilhaberin irgendwelcher Modemacherinnen oder Designer. Ich versuche, junge Talente zu fördern, aber das weißt du ja alles. Allmählich muß die Herbstmode der Öffentlichkeit präsentiert werden, und ich bin dabei. Überall in den Londoner Hotels laufen Präsentationen, die ich fast alle besuche. Ich betreue dabei eine Mannequin-Truppe, die Kleider eines bestimmten Modemannes vorträgt, der in London arbeitet und der bei seinen Kreationen Wert darauf legt, daß sie auch tragbar sind.«

»Wie heißt der Knabe denn?«

»Tassilo Urbani. Sein Markenzeichen ist das stilisierte T.U.«

»Nie von gehört.«

»Kann ich mir denken. Also, dieser Urbani ist mit einer Gruppe von sechs Mannequins unterwegs, um seine Kollektion an den Mann oder die Frau zu bringen. Ich begleite ihn dabei, unterstütze ihn, lasse meine Beziehungen spielen und so weiter. Nun ist in der vergangenen Nacht einem Mannequin folgendes passiert…«

Sheila berichtete mir von einem Mädchen namens Dana Forrester, das einen furchtbaren Alptraum gehabt hatte.

Ich hörte zu und sagte, als sie ihren Bericht beendete: »Das kommt öfter vor, auch ich habe Alpträume.«

»Und wenn du erwachst, ist alles vorbei?«

»In der Regel. Aber das kannst du nicht vergleichen. Oft denke ich darüber nach. Da sind die Träume Warnungen des Unterbewußtseins. Aber du kennst das ja.«

»Bei Dana war es anders.«

»Und wie?«

»Als sie erwachte, blutete sie an drei verschiedenen Stellen ihres Körpers. Und zwar genau dort, wo sie während ihres Traums von den Sensenschneiden getroffen worden war. Ein Arzt hat sie untersucht und tatsächlich festgestellt, daß die Verletzungen von Sensen stammen. Stell dir das vor, John.«

Ich gab keinen Kommentar, griff zu den Zigaretten und zündete mir

ein Stäbchen an. »Und das stimmt?« fragte ich.

»Ja.«

Der Rauch strömte aus meinem Mund, wurde vom Wind erfaßt und zerflattert.

»Das ist allerdings seltsam.«

»Ich würde sagen, ungewöhnlich. Dana sprach auch von einer Gestalt, die sich über den Kopf eine blutrote Kapuze gezogen hatte und in der Hand eine kleine schwarze Flasche hielt, aus der Rauch strömte. Kannst du dir darauf einen Reim machen?«

»Nein.«

»Ich auch nicht. Und deshalb bin ich zu dir gekommen.«

»Was soll ich da machen?«

»Ich weiß es nicht«, erklärte Sheila. »Natürlich war die Aufregung in der Truppe groß. Du kannst dir vorstellen, wie es ist, wenn plötzlich mitten in der Nacht jemand laut schreiend über einen menschenleeren Hotelflur wankt.«

»Klar, das kann ich.« Ich stäubte Asche ab. »Hat man dem Mädchen denn geglaubt?«

Sheila verzog das Gesicht. »Ja und nein. Die Wunden waren ja ein Beweis, aber man war der Ansicht, daß irgendein Verrückter der Hoteletage einen Besuch abgestattet hat.«

»Daran willst du nicht glauben?« hielt ich fest.

»Nein.«

»Was macht dich denn so sicher?« Sheila beugte sich vor.

»Glaubst du denn, John, daß sich jemand so einen Traum ausdenkt?«

»Nein, das nicht. Sie wird es tatsächlich geträumt haben, kann ich mir vorstellen.«

»Ich auch.«

»Fragt sich nur, wer ihr dann die Verletzungen beigebracht hat«, fuhr Sheila fort. »Ich denke an die Traumgestalt.«

»Die sich manifestiert haben müßte.«

»So ist es.«

»Eine sehr gewagte Theorie, Mädchen.«

»John.« Sie schaute mich vorwurfsvoll an. »Daß du mir das gerade sagst. Hast du nicht schon selbst die ungewöhnlichsten Dinge erlebt?«

»Stimmt.«

»Deshalb würde ich an deiner Stelle da mal nachhaken. Oder läuft bei dir ein anderer Fall?«

»Momentan nicht.« Sheila zeigte mir ein optimistisches Lächeln.

»Dann kannst du mir ja helfen.«

»Mit Speck fängt man Mäuse.« Ich hatte noch eine Frage: »Wie hast du dir das denn vorgestellt? Wie ich dich kenne, bist du nicht ohne Plan zu mir gekommen.«

»Stimmt genau.«

»Dann raus damit.«
»Ich stelle dich als Repräsentant der Firma vor, die Tassilo Urbano sponsert.«
»Auch das noch. Was ist das denn für ein Club?« Sie lächelte.
»Club ist gut. Es ist eine Kosmetik-Firma. Sie hat sich vor allen Dingen auf die Entwicklung eines neuen Parfüm konzentriert und möchte es auf den Markt bringen.«
»Kernseife ist mir lieber«, erwiderte ich.
»Sei doch nicht so muffelig, John.«
»Wenn es um solche Dinge geht, immer. Wie lautet denn der Name dieser Firma?«
Sheila schaute mich für einen Moment ernst an. Ich mußte lächeln und hörte ihre Antwort. »Dark Mysterie.«
Ich schluckte. »Wie?«
Sie sagte es noch einmal und sah mein Kopfschütteln.
»Dunkles Geheimnis also«, flüsterte ich. »Was ist das überhaupt für ein Parfüm?«
»Es wurde für die Frau konzipiert.«
»Aber nicht für die junge oder den Teenager?«
»Nein, man schaute mehr auf den Vamp, auf die Verführerin, auf die Frau mit Romantik, die ihren Mann am Abend mit einem Duft empfängt…«
»Der ihn sofort ins Bett treibt.«
»Du sagst es.«
Ich nahm die Sache noch immer nicht so ernst und fragte: »Sag ehrlich, Sheila, nimmst auch du dieses Parfüm?«
»Spar dir deine Hinterhofgedanken, John. Bisher habe ich es noch nicht gebraucht.«
»Schade.«
»Wieso? Du hast doch nichts davon.«
»Ich hätte es vielleicht Glenda zu Weihnachten geschenkt. Wenn ich dann morgens ins Büro komme und sie das Parfüm…«
»Ja, ja, ich weiß schon, aber wir bekommen Besuch.«
»Wer denn? Bill?«
»Nein. Ellen Winter. Sie führt die Truppe der Mannequins praktisch an. Ellen weiß nicht, wer du wirklich bist. Für sie bist du der Vertreter von Dark Mysterie.«
»Da hätte ich mich wohl flippiger anziehen müssen. Das Jackett stammt noch vom letzten Jahr…«
»Hör jetzt auf.«
Sheila blickte nach links, und auch ich drehte mich in die entsprechende Richtung.
Eine junge Frau mit dem typischen Gang eines Mannequins schritt die Stufen zur Terrasse hoch und schaute sich suchend um, während

sie eine Sonnenbrille mit großen Gläsern am Bügel festhielt und sie lässig schwang. Sie trug eine rotweiß gestreifte Jacke mit ausgestellten breiten Schultern, einen weißen Rock und unter der Jacke ein dünnes Top, unter dem der Busen hüpfte, wenn sie ging.

Sheilas Winken hatte sie gesehen. Strahlend lächelnd kam die Blonde mit der halblangen Lockenfrisur an unseren Tisch, und ich erhob mich abermals.

Sheila stellte uns vor. »Das ist Mr. John Sinclair, Vertreter der Firma Dark Mysterie.«

»Oh, ich freue mich.« Ellen Winter bedachte mich mit einem interessierten Blick. Wäre ich ein anderer gewesen, hätte sie mich wahrscheinlich übersehen, so aber versprach sich die Dame einiges vor mir. Links neben mir nahm sie Platz, während Sheila rechts saß. Ich konnte Ellen riechen. Sie benutzte ein Parfüm, das man einfach riechen mußte. Es war ein süßlicher, schwerer Duft, der mich an Plüschzimmer und alte Bordells aus viktorianischer Zeit erinnerte.

»Sie benutzen Dark Mysterie?« fragte ich sie.

»Natürlich. Was sonst?« Sie lachte mich an. »Schließlich erwarten Sie etwas von uns und wir von Ihnen.«

»Da widerspreche ich nicht.«

Sheila wechselte das Thema. Sie wollte wissen, wie es der verletzten Dana Forrester ging.

Ellen wiegte den Kopf. »So einigermaßen. Sie kann uns aber leider nicht zur Verfügung stehen. Aber ich glaube nicht, daß sie den Schock schon verkraftet hat. Haben Sie, Mr. Sinclair, von diesem Vorfall berichtet?«

»Ich war so frei.«

Ellen hob die Schultern. »Es wird unser Geschäft, so hoffe ich, kaum beeinträchtigen.«

Ich winkte ab. »Pannen muß man eben immer in Kauf nehmen.«

Wieder kam der Ober. Auch Ellen bestellte etwas. Einen sogenannten Bergsteiger-Drink. Das war Eis mit Sekt aufgefüllt, den man mit einem Schuß Himbeergeist angereichert hatte. Aus dem Glas schaute ein geknickter, rotweißer Strohhalm.

Als sich der Ober umdrehte, um das bestellte Getränk zu holen, reagierte er etwas heftig und stieß gegen die Tasche des Mannequins, die auf dem Tisch lag und mit einer Ecke über die Kante schaute.

Die Tasche fiel zu Boden.

Es war eine dieser modernen Dinger, die zwar teuer vom Leder her sind, aber oft schlechte Verschlüsse besaßen. Wie auch diese hier. Sie hatte kaum Kontakt mit dem Untergrund bekommen, als sie aufklappte und ihr Inhalt zwischen die Stuhlbeine fiel. Der Ober war schon verschwunden, so half ich mit, die Dinge aufzuheben. Taschentuch, Lippenstift, Puderdose, Spiegel, einen Kuli und einen

kleinen Notizblock.

Interessant aber war das schwarze Fläschchen, das ebenfalls aus der Tasche gerollt war. Es lag so, daß ich auch den Aufdruck noch erkennen konnte, dessen Buchstaben in einem dunkel und geheimnisvollen Rot leuchteten.

DARK MYSTERIE »Meine« Firma also.

Ich tat so, als wäre es ein toller Fund für mich gewesen. »Da ist ja auch unser Produkt«, sagte ich lachend und hielt die kleine Flasche in der Hand.

Ellen lachte und bedankte sich zunächst einmal dafür, daß ich mitgeholfen hatte, ihre Sachen aufzuheben. »Ja, ich trage es immer bei mir. Es ist wirklich gut.«

»Nun ja.« Mit zwei Fingern faßte ich den kleinen Glasstöpsel an und zog ihn vorsichtig aus der Öffnung. Der Geruch war intensiv.

Süßlich und gleichzeitig betörend wehte es mir aus der Öffnung entgegen. Ich hatte das Gefühl, diesen Duft schmecken zu können.

Gleichzeitig widerte er mich an, was ich natürlich nicht wagte, denn ich tat das Gegenteil davon und brachte die Öffnung noch näher an meine Nase heran.

Jetzt stellte ich fest, daß das Parfüm mit dem ungewöhnlichen Namen nicht nur süßlich und schwer, sondern auch nach Moder roch. Und dabei drehte es mir fast den Magen um.

***

Am Morgen hatte Dana Forrester nichts gegessen. Sie bekam keinen Toast herunter, dafür hatte sie drei Tassen Kaffee zu sich genommen und sich trotzdem mies gefühlt. Die Müdigkeit und das Zerschlagensein wollten einfach nicht weichen. Die Ereignisse der vergangenen Nacht hatten sie innerlich so aufgewühlt, daß sie den Tag nicht normal beginnen konnte und sich auch von ihren Kolleginnen absonderte, die sich zu einem Stadtbummel entschlossen hatten.

Nur Ellen blieb noch. Sie setzte sich zu Dana an den Frühstückstisch und schüttelte den Kopf. »Du mußt es nicht so tragisch nehmen, Mädchen, wirklich nicht.«

Dana winkte ab. »Das sagst du so? Was meinst du, wie du reagierst, wenn du plötzlich erwachst und merkst, daß dein Traum zwar einer war, aber trotzdem keiner gewesen ist.«

Ellen holte tief Luft. Sie hatte der Bemerkung nicht folgen können und sagte: »Ich glaube wirklich, daß bei dir einiges zusammengekommen ist. Da haben sich zwei Negativ-Ereignisse überschnitten, und du hattest ausgerechnet das Pech, dich genau dazwischen zu befinden. So jedenfalls sehe ich die Sache.«

»Aber ich nicht.«

»Und wie lautet deine Erklärung?« Ellen stellte die Frage und zündete sich gleichzeitig eine Zigarette an.

»Tja«, erwiderte sie mit leiser Stimme und schaute verloren in die leere Kaffeetasse. »Ich habe das Gefühl, aus dem Unsichtbaren bedroht zu werden.«

»Wieso?«

»Genau erklären kann ich es auch nicht, aber ich bin der Meinung, daß irgend etwas gefährlich im Hintergrund schwebt und auf uns lauert.«

»Und was?«

»Kann ich dir nicht sagen.«

»Deine Traumgestalt vielleicht? Dieser Mann mit der Kapuze vor dem Gesicht?« Ellen sagte es ein wenig spöttisch und fing sich dafür einen strafenden Blick ein.

»Wenn du so willst – ja.«

»Ich kann dir nicht folgen, Dana, tut mir leid. Obwohl ich es wirklich gern möchte.«

»Ist auch nicht schlimm. Ich werde so lange mit meiner Ansicht und meinen Folgerungen allein dastehen, bis es eine von euch auf die gleiche Art und Weise erwischt.«

»Meinst du, wir würden ebenfalls so träumen wie du?«

»Ja, Ellen. Diese Bedrohung, und da bin ich mir ganz sicher, bleibt nicht allein auf mich beschränkt. Die ist wie eine Wolke, die immer mehr Nachschub bekommt und sich ausbreitet. Das ist es, was ich meine. Ihr werdet es zu spüren bekommen.«

Ellen Winter wollte die Freundin nicht verletzen. Dana hatte schon genug durchgemacht. Sie schaute auf die Uhr. »Himmel, ich muß gehen, sonst verpasse ich den Termin.«

Dana schaute auf. »Mit wem hast du dich denn verabredet?«

»Mit einem gewissen John Sinclair. Er wird von Sheila Conolly mitgebracht.«

»Und wer ist dieser Mann?«

»Ein Repräsentant von Dark Mysterie.«

»Ein Parfüm-Onkel.«

»Genau.«

Dana verzog das Gesicht. »Ich mag die Leute nicht. Die sind manchmal noch schlimmer als die Flippies aus unserem Job.«

Ellen Winter erhob sich. »Was willst du machen, Mädchen? Geschäft ist Geschäft.«

»Viel Spaß.«

Ellen schnappte ihre Tasche. »Werde ich wohl kaum haben. Und du legst dich am besten hin, damit du für die Feier am heutigen Abend wieder fit und munter bist.«

Dana verzog das Gesicht. »Ich glaube kaum, daß ich dabei sein

werde. Tut mir leid. So wie ich aussehe.«

»Unsinn. Da schaut schon keiner hin.«

Ellen ging, und Dana schaute ihr nach. Sie konnte die Freundin sogar verstehen. Sie an ihrer Stelle hätte kaum anders reagiert, wenn man ihr einen so schlimmen Traum erzählt hätte. Aber er war nun einmal eine Tatsache, und auch die Schnittwunden ließen sich leider nicht wegdiskutieren.

Ein Ober erschien und fragte, ob Dana noch irgendeinen Wunsch hatte.

»Nein danke. Ich bin zufrieden.«

»Sehr wohl, Madam.«

Der Mann räumte ab. Dana schaute ihm dabei zu, ohne ihn recht wahrzunehmen, weil sie mit ihren Gedanken ganz woanders war, denn sie hatte das Gefühl, von dieser Bedrohung umkesselt zu sein.

Der Ober warf ihr hin und wieder einen fragenden Blick zu, sagte aber nichts und stellte das Geschirr auf einen Wagen, der auf seinen vier Gummirädern lautlos rollte, als er davongeschoben wurde.

Dana blieb noch sitzen. Sie fand einfach nicht den Anstoß, jetzt aufzustehen und in ihr Zimmer zu gehen. Außerdem fürchtete sie sich davor. Allein im Zimmer zu sein, auch wenn draußen die Sonne schien, war momentan nicht das Richtige für sie. Der Gedanke daran ließ sie sogar frösteln.

Irgendwann erhob sie sich trotzdem. Noch ein wenig weich in den Knien schritt sie durch den Frühstücksraum und erreichte die Eingangshalle des großen Hotels, das zu einer internationalen Kette gehörte und in diesem Bau über 400 Betten besaß.

Das Personal grüßte höflich. Dana nickte jedesmal zurück, ohne jedoch jemand anzusprechen.

Der Weg führte sie an den Sitzgruppen vorbei, wo auf kleinen Glastischen druckfrische Zeitungen lagen, zu den Lifts.

Bei einem stand die breite Tür offen. Sie schlüpfte hindurch und berührte den Sensorknopf mit der Zahl fünf. In dieser Etage lag ihr Zimmer. Dana hatte sich entschlossen, doch hochzufahren.

Vielleicht konnte sie auch ruhen.

Eine Seite des Lifts wurde von einem Spiegel eingenommen. Das Mannequin betrachtete sich darin und stellte fest, daß sie schlimm aussah.

So durcheinander, so gezeichnet und so deprimiert hatte sie sich lange nicht mehr gefühlt. Da addierten sich die seelischen und körperlichen Belastungen, und das war nicht so leicht zu verkraften.

Als der Lift sein Ziel erreicht hatte, ertönte ein sanftes Glockensignal, und Dana verließ die Kabine. Sie trat in den breiten Flur, der in den normalen, wesentlich schmaleren Etagengang mündete. Das Geräusch eines summenden Staubsaugers vernahm sie ebenfalls wie das helle

Lachen einer Frau. Die kam aus ihrem Zimmer und hatte dort die Handtücher und die Bettwäsche gewechselt.

»Nicht abschließen«, sagte Dana, als sie sah, daß das Zimmermädchen den Schlüssel ins Schloß stecken wollte.

»Sehr wohl, Madam.«

Dana schritt an ihr vorbei, passierte die Tür zur Dusche und erreichte den eigentlichen Wohnraum, der in der üblichen Standardausführung des Hotels eingerichtet worden war.

Der Weg des Mannequins führte zum Fenster. Sie schaute durch eine Lücke in der Gardine hinaus, und ihr Blick traf die Weite der Londoner City.

Die Themse sah sie als graues Band. Über den Häusern und historischen Gebäuden lag ein feiner Dunst, den auch das Sonnenlicht noch nicht vertrieben hatte.

London erlebte einen Altweibersommer. In den letzten Tagen war das Thermometer noch einmal geklettert, und die Menschen hatten wieder ihre dünne Sommerkleidung aus den Schränken geholt.

Dana dachte daran, daß ihre Kolleginnen jetzt einen Stadtbummel machten und sich die bekannten Straßen und Einkaufszentren der Metropole anschauen würden. Dana wäre gern bei ihnen gewesen, doch sie fühlte sich einfach nicht in der Lage.

Auch die Blicke aus dem Fenster brachten nur Erinnerungen an nicht erfüllbare Wünsche. Dana drehte sich um und entdeckte auf dem Bett die Fernbedienung des TV-Apparates. Das Mannequin legte sich hin, stellte den Apparat an und ließ die einzelnen Sender durchlaufen.

Nichts interessierte sie, auch nicht das Programm der privaten Anbieter. Deshalb schaltete sie den Apparat aus, rückte ein Stück höher, bis fast an das Kopfende des Bettes, und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. Sie wollte Ruhe haben – und, wenn möglich, den fehlenden Schlaf nachholen. Nur war das nicht so einfach, denn jetzt, wo sie allein war, kamen die Gedanken wieder.

Sie erinnerte sich überdeutlich an die Szenen der vergangenen Nacht, sah wieder – ob sie die Augen offenhielt oder nicht – die blanken Sensenblätter und den von einer Kapuze bedeckten Kopf des Unheimlichen.

Was hatte er damit zu tun? War dieser wie ein Henker aussehende Mann etwa der Besitzer der Sensen? In der Hand hatte er keine von ihnen gehalten, dafür jedoch etwas anderes. Ein kleines, pechschwarzes Fläschchen ohne Stöpsel. Aus der Flaschenöffnung war ein dunkler Rauch gekrochen und hatte sich wolkenartig verteilt.

Was sollte das bedeuten?

Sie konnte es nicht sagen, weil sie es nicht wußte, aber in ihrem Innern hörte sie plötzlich eine Stimme, die ihr sagte, daß diese Flasche eine bestimmte Bedeutung besaß. Außerdem war sie ihr nicht fremd.

Dana hatte sie fast täglich gesehen.
Aber wo?
Sie überlegte hin und her. Die Lösung lag ihr auf der Zunge, noch konnte sie diese aber nicht aussprechen, bis sie plötzlich zusammenzuckte, denn auf einmal wußte sie es.
Das Parfüm!
Ja, das war die Lösung.
Die Flasche, die der Unheimliche in der Hand gehalten hatte, war vom Aussehen her identisch mit denen gewesen, die für das Parfüm Dark Mysterie benutzt wurden.
Endlich hatte sie die Lösung.
Ihre Gedanken beschäftigten sich so intensiv mit dieser Tatsache, daß sie ihre Furcht und auch den so plastisch erlebten Traum vergaß, sich auf dem Bett herumwälzte, den Arm ausstreckte, um mit der Hand den kleinen Nachttisch zu erreichen, auf dem eine kleine schwarze Flasche stand. Als sie die Finger darum schloß, stellte sie fest, daß diese zitterten. So nervös war sie geworden.
Dana legte sich wieder auf den Rücken, starrte unablässig auf die Flasche und dachte über ihren Traum nach.
Hatte der Kapuzenträger tatsächlich die Flasche in der Hand gehalten? War es die gleiche gewesen?
Das wollte Dana genau wissen. Sie konzentrierte sich, überlegte und kam zu einem positiven Entschluß.
Ja, das war es. Die Flasche des Unheimlichen und die ihrige waren identisch.
Vor Aufregung bekam Dana eine trockene Kehle. Damit hätte sie nie gerechnet, und sie spürte auch, daß sich wieder der Schweiß auf ihre Stirn legte. Obwohl sie sich fürchtete, wollte sie weiterforschen, denn sie hatte das Gefühl, den Zipfel, eines Geheimnisses zwischen ihren Fingern zu halten. Und dieses Geheimnis wollte sie lüften.
In diesem Fall hieß es, daß sie die Flasche öffnete.
Mit dem Daumen und dem Zeigefinger umklammerte sie den Rand des Stöpsels und zog ihn so behutsam wie nie zuvor in die Höhe. Im Raum war es still. Deshalb hörte sie auch das schleifende Geräusch des Stöpsels.
Endlich war er weg.
Sofort breitete sich der Duft dieses sehr intensiv riechenden Parfüms aus. Es drangen keine schwarzen Wolken aus der Öffnung, aber der andere Duft reichte dem Mannequin auch, denn er umwehte es wie ein feiner Schleier und wurde, je länger die Flasche geöffnet war, von Sekunde zu Sekunde intensiver.
Das merkte auch Dana, und gleichzeitig vernahm sie auch die warnende Stimme in ihrem Innern, es auf keinen Fall zu weit zu treiben und die Flasche lieber wieder verschlossen wegzustellen.

Das schaffte sie nicht. Die Gedanken und die Warnung bekam sie zwar mit, aber sie konnte nichts davon in die Tat umsetzen, denn der Duft des Parfüms wurde übermächtig.

Dark Mysterie wirkte wie eine Droge. Zuerst war sie angenehm zu riechen, so betörend und gleichzeitig verlockend. Bald aber veränderte sich die Wirkungsweise. Das Parfüm verlor seine Süße und auch seine Lieblichkeit.

Wenn man von einem widerlichen Gestank sprechen konnte, so nahm ihn Dana jetzt wahr. Ein Gestank, der lange Zeit versteckt unter der Erde gelegen haben mußte und erst jetzt an die Oberfläche drang.

So rochen Komposthaufen. Wie Moder…

Moder…

Dieses Wort fraß sich in ihrem Hirn fest, denn es traf haargenau die Situation.

Aus der Flaschenöffnung drang widerlicher und atemraubender Modergestank. Der Gruß aus der Gruft eines uralten Friedhofs, aber auch versetzt mit scharfen essenzartigen Gerüchen, die dem Mannequin ebenfalls fremd waren.

Sie überwand sich selbst, denn sie mußte in die Öffnung hineinschauen. Was sie sah, ließ sie erzittern.

Im Innern der Flasche brodelte und schäumte es. Es war ein graubrauner Schaum, der gleichzeitig einen Dampf in derselben Farbe abgab.

Dieser Dampf wurde, als er mit dem Sauerstoff der Luft in Berührung kam, schwarz. So schwarz wie der Qualm, der aus der Flasche gequollen war, die der Kapuzenmann in der Hand gehalten hatte.

Das war ein Traum gewesen. Hier aber erlebte Dana es in Wahrheit und auch bei vollem Bewußtsein und voller Konzentration.

Der Qualm breitete sich aus.

Er glich einem schwarzen Schleier, der nie dünner wurde, sondern sich, weil er ständig Nachschub bekam, zu einer schwarzen Wolke verdichtete, die träge über das weiß bezogene Bett zog, ohne allerdings sichtbare Schmutzspuren zu hinterlassen.

Nur das Mädchen wurde eingehüllt, so daß sie das Gefühl bekam, jemand hätte ein Tuch vor ihre Augen gehängt, in das sie hineinstarrte.

Der ständig stärker werdende Moderduft ergriff auch von ihr Besitz. Nur einmal noch zuckte ein klarer Gedanke durch ihren Kopf, als sie daran dachte, daß sie mit Ellen Winter von einer nicht sichtbaren Drohung gesprochen hatte, die im Hintergrund lauerte.

Nun war sie da.

Und Dana konnte sich nicht gegen sie wehren. Sie war einfach fertig, mit ihren Nerven am Ende, und sie schaute nur nach vorn, wo die verdammte Wolke wallte und sich drehte, so daß immer neue Figuren

entstanden.

Aber das plötzlich erscheinende Bild in ihr war keine Täuschung und war auch nicht aus der Wolke direkt entstanden.

Es kam aus der Wand, so jedenfalls sah es aus, und Dana hätte schreien können, als sie erkannte, was sich ihr so plötzlich und mit einer gespenstischen Lautlosigkeit näherte.

Die drei Sensen!

Ihre Klingen blitzten so kalt und grausam. Zudem wurden sie bewegt und schwangen asynchron mal vor und dann wieder zurück.

Allein waren sie nicht.

Zwischen den einzelnen Griffen konnte Dana hindurchschauen.

Sie sah den Kapuzenkopf, die Hand und die kleine Parfümflasche, die von den Fingern festgehalten wurde.

Aber das war nicht alles, denn einen Moment später vernahm sie wieder das kalte, helle und trotzdem häßlich ertönende Klingeln der rasiermesserscharfen Sensenblätter…

***

Nachdenklich schaute ich Ellen an.

»Ist was?« fragte sie.

Ich hob die Schultern. »Im Prinzip nicht. Vielleicht habe ich mich auch geirrt, aber ich finde den Duft unseres Parfüms ein wenig seltsam oder ungewöhnlich.«

»Wieso?«

»Riechen Sie mal.« Ich reichte Ellen Winter das Fläschchen und schielte gleichzeitig auf Sheila Conolly, die abwartend und lauernd zuschaute. Sie kannte mich und wußte, daß ich nichts ohne Grund tat und mich etwas irritiert hatte.

Ellen lächelte verkrampft. Sie wußte wohl nicht so genau, wie sie mir entgegentreten sollte. Ihre Nasenflügel vibrierten, als sie die Öffnung der dunklen Flasche in Höhe ihrer Oberlippe hielt und dabei schnupperte.

Ich ließ sie gewähren. Niemand beobachtete uns. Die lässigen Typen waren mit sich selbst beschäftigt, gaben an, einer versuchte den anderen zu übertreffen und berichtete von seinen großen Erfolgen, die er errungen hatte oder von denen er nur träumte.

Ellen ließ sich Zeit. Sie fuhr sich mit der Zunge über die Lippen.

»Und?«

Sie reagierte überhaupt nicht auf meine Frage. Erst als ich nachhakte, schien sie aus einem tiefen Traum zu erwachen. Sie schaute zuerst mich an, dann Sheila und begann zu lächeln.

»Wie lautet Ihr Kommentar?« fragte ich.

»Ich weiß nicht, was Sie wollen, Mr. Sinclair. Es ist völlig normal. Das ist unser, sorry, Ihr Parfüm. Nichts Ungewöhnliches.« Sie stellte

das Fläschchen wieder auf den Tisch. »Oder ist Ihnen etwas anderes aufgefallen?«

Ich hob die Schultern. »Es kommt darauf an. Ich hatte jedenfalls das Gefühl, nichts Echtes zu riechen. Es kam mir vor, als wäre es mit anderen Zutaten versetzt worden.«

»Und mit welchen?«

»Ingredienzien, die einfach nicht dazu passen…«

Ellen Winter nickte und unterbrach mich mit dieser Bewegung.

»Klar, das Parfüm ist nicht jedermanns Geschmack oder Duft. Ich aber kenne es und kann nichts Ungewöhnliches daran finden.« Sie schaute mich dabei so fragend an, daß ich ihr praktisch eine Antwort geben mußte.

Auch ich lächelte dabei. »Wie Sie meinen, Ellen, ich möchte auch nicht mein eigenes Nest beschmutzen, aber mir kam das Parfüm sehr ungewöhnlich vor, als hätte sich dort etwas verändert. Ich möchte mal sagen, daß es alt roch, mehr nach Moder…«

Ellen schüttelte sich, als würde sie frieren. »Da kann ich Ihnen nicht folgen.«

»Vielleicht eine Ansichtssache.«

Das Mannequin nickte. »Jeder hat einen anderen Geschmack, das finde ich auch gut. Ich hoffe, der Geruch hat Sie nicht so sehr gestört, daß Sie die Grundsubstanzen ändern werden.«

Ich winkte ab. »Um Himmels willen. Nein, es bleibt, wir wollen ja auf den Markt damit.«

»Das werden wir. Im Zuge der heute abend stattfindenden Modenschau wird Dark Mysterie vorgestellt. Können wir mit Ihnen rechnen, Mr. Sinclair?«

Bevor ich noch eine Antwort geben konnte, mischte sich Sheila ein. »Aber sicher wird John kommen.«

Ich nickte ergeben.

»Das ist fein«, sagte Ellen. Gleichzeitig warf sie einen Blick auf ihre Uhr. »Tut mir leid, ich muß gehen, die anderen warten auf mich. Wir haben uns in der City zu einem kleinen Bummel verabredet. Wenn wir schon mal Freizeit haben, wollen wir diese kostbaren Stunden auch ausnutzen.« Sie erhob sich, und ich stand ebenfalls auf.

Unsere Hände berührten sich, wir schauten uns an, und mein Blick glich plötzlich einem Starren.

Ellen Winter merkte es genau. »Was haben Sie denn?«

»Ihre Lippen, Ellen merken Sie das nicht? Da läuft Blut aus ihrem Mund.«

Sie erschrak, wurde bleich, brachte den Zeigefinger an die Unterlippe und sah den roten Schleier, der auf der Haut zurückgeblieben war. »Tatsächlich, Sie haben recht, Mr. Sinclair, das ist Blut.« Ihre Irritation verschwand sehr schnell wieder. »Ich muß mich gebissen haben,

sorry.«
»Macht nichts.«
Bevor Ellen ging, tupfte sie noch mit einem Taschentuch ihre Unterlippe ab. Dann verabschiedete sie sich auch von Sheila und ging davon.
Ich ließ mich wieder zurücksinken. »Gebissen«, wiederholte ich leise. »Daran glaube ich nicht.«
»Wieso?«
»Keine Ahnung. Ich habe das Gefühl, als hätte das verdammte Parfüm etwas damit zu tun.«
»Du träumst, John…«
»Hoffentlich.« Nachdenklich schaute ich Ellen Winter nach, die sich noch nicht weit von uns entfernt hatte. Sie ging längst nicht mehr so geschmeidig und gelenkig wie bei ihrer Ankunft, wo sie den Weg praktisch zu einem Laufsteg gemacht hat.
Ellen blieb sogar stehen.
Auch Sheila schaute in ihre Richtung. »Ob sie etwas vergessen hat?« fragte sie.
»Möglich…«
»Ich werde sie mal…« Was Sheila wollte, sprach sie nicht mehr aus, denn Ellen Winter drehte sich um. Mit einer sehr langsamen Bewegung tat sie das, und ebenso bedächtig hob sie auch den rechten Arm. Und dann riß sie sich in langen, blutigen Streifen die Haut aus dem Gesicht.

***

Das war Horror hoch drei!
Auch ich hatte meine Schrecksekunde, während Sheila einen spitzen Laut ausstieß. Ebenso wie ich starrte sie auf das Mannequin Ellen Winter. In fünf Streifen hatte sie sich die Haut abgezogen und das Fleisch freigelegt.
Ich jagte hoch.
Vielleicht zwei, drei Sekunden hatte ich gesessen, jetzt hielt mich nichts mehr, und ich schleuderte mit einer wilden Bewegung einen im Weg stehenden Stuhl zur Seite, der mir leider vor die Füße kippte, so daß ich mich gezwungen sah, mit einem Satz über das Sitzmöbel hinwegzuspringen. Danach bekam ich freie Bahn.
Der Kies spritzte unter meinen Sohlen weg, als ich auf die Frau zurannte. Ich erreichte sie und sah zu, wie sie abermals ihre verschmierte Hand aufs Gesicht legte.
Ich stoppte, griff nach meinem Kreuz, als sie die Hand wieder senkte und mich anlächelte.
Ja, es war ein Lächeln und kein Grinsen irgendeines Dämons. Eine völlig normale Ellen Winter schaute mich an. Es gab keinerlei Spuren

in ihrem Gesicht.

Ich verstand die Welt nicht mehr und mußte sie wohl so dumm und gleichzeitig erstaunt angesehen haben, daß sie mir laut ins Gesicht lachte. »Was haben Sie denn, Mr. Sinclair?«

Ja, was hatte ich?

Ich stand da, schluckte, dachte an das fürchterliche Bild, räusperte mich und hob die Schultern. »Nichts, gar nichts.«

»Das merke ich jetzt. Aber weshalb denn dieser Sprint?«

Ich konnte ihr schlecht erklären, was ich gesehen hatte und fand eine miese Ausrede. »Ich wollte Sie nur vor der Treppe warnen. Sie gingen mir einfach so schnell darauf zu, daß ich schon dachte, Sie wären gestolpert und gefallen.«

»O danke. Wie aufmerksam. Kann ich denn jetzt gehen?«

»Natürlich.«

»Dann bis später, Mr. Sinclair.« Sie drehte sich um und ging völlig normal davon.

»Ja, bis später«, murmelte ich und wischte mir über die Augen, weil ich das Gefühl hatte, irgendwie betrunken zu sein oder einen Sehfehler bekommen zu haben.

Langsam drehte ich mich um. Die übrigen Gäste hatten wohl nichts gesehen, sonst hätten sie sich nicht so normal unterhalten.

Nicht ein Gespräch war abgebrochen worden. Sie hatten Spaß miteinander, tranken und erzählten die tollsten Schauermärchen über ihre Erfolge.

Sheila sprach mit dem Ober, den sie an den Tisch gewinkt hatte.

Der Mann nickte und wieselte davon.

Ich aber ging langsam auf Bills Frau zu, die mich mit einem Ausdruck im Gesicht anschaute, der mir sofort sagte, daß ich nicht der einzige gewesen war, der diesen Schrecken erlebt hatte. Auch Sheila mußte ihn gesehen haben.

Neben ihr blieb ich stehen, schaute auf sie herab und legte beide Hände auf eine Stuhllehne. »Ich habe dir einen Whisky bestellt und für mich gleich einen mit«, erklärte sie.

»Ja, das war gut.«

»Setz dich doch.«

Ich ließ mich nieder und kam mir vor, als wäre ich in eine Trance gefallen. Das letzte Erlebnis war einfach zu schlimm gewesen. »Du hast es also auch gesehen?« fragte ich.

»Ja.«

Der Ober kam mit dem Whisky. Er brachte zwei Gläser, denn auch Sheila hatte sich einen bestellt. Sie zahlte sofort, bevor ich protestieren konnte und verzichtete auf das Wechselgeld, weil sie so schnell wie möglich mit mir allein sprechen wollte.

»Es war also ein zerstörtes Gesicht«, sagte sie mit leiser Stimme.

»Nicht direkt. Sie selbst hat das Gesicht zerstört. Ellen Winter hob ihre Hand, drückte die Fingernägel in das Fleisch und zog fünf Streifen nach unten.«

Sheila trank, ich nahm ebenfalls einen Schluck und schaute zu, wie Sheila den Kopf schüttelte. »Nur wir scheinen es gesehen zu haben, die anderen Gäste nicht.«

»Sicher.«

»Was steckt dahinter?«

Ich machte mir die Antwort leicht, obwohl sie bestimmt komplizierter war. »Das Parfüm, Mädchen. Nur das Parfüm. Ich habe daran gerochen. Es stank nach Moder, nach Verfaultem, nach Abfall.«

»Wieso?«

Ich hob die Schultern. »Da muß sich irgend etwas innerhalb der Flüssigkeit verändert haben.«

»Magisch verändert vielleicht?«

»Auch das.«

»Dann wärst du ja genau richtig, John, und würdest auch Dana Forresters Alpträume in einem anderen Licht sehen.«

»Worauf du dich verlassen kannst.«

Sheila und ich leerten unsere Gläser. Niemand wußte so recht, was er sagen sollte. Sich lange über den Fall zu unterhalten und sich Kopfzerbrechen darüber zu machen, ob wir uns getäuscht hatten oder nicht, das brachte nichts. Die Lösung war allein bei den Mitgliedern der Mannequintruppe zu suchen. Da wollte ich einhaken.

»Gehen wir?« fragte ich.

Sheila stand auf. Sie war blaß geworden, und auch mir ging es nicht gerade blendend. Leider hatte Ellen Winter ihr Höllenparfüm mitgenommen. Ich hätte es gern mit meinem Kreuz untersucht, normal war es bestimmt nicht…

***

Dana Forrester war zu einem Bündel Mensch geworden, das sich nicht mehr rühren konnte. Sie lag auf dem Bett und ließ das Unabwendbare über sich ergehen. Ob sie nun träumte oder wachte, war ihr egal. Sie sah den furchteinflößenden Kopf des Henkers und hörte das helle Klingeln der tödlichen Sensen.

Sie mußten sich hinter dem Schädel befinden. Aber das Geräusch war schlimm genug. Dieser Gesang des Todes, der das kalte Grauen mitbrachte und von schlimmen Foltern erzählte.

Dana atmete schwer. Jedesmal hob und senkte sich ihre Brust, und bei den einzelnen Atemzügen quollen die weit aufgerissenen Augen stets aus den Höhlen, als hätten sie sich bewußt geöffnet, um den Schrecken zu erkennen, der immer näher auf sie zukam.

Das durch die blutrote Kapuze verhüllte Gesicht des Henkers nahm

ihr gesamtes Blickfeld ein. Wenn sie versucht hätte, an ihm vorbeizuschauen, wäre es ihr nicht gelungen, da ihr der Schädel vorkam wie ein immer aufgeblasener Ballon und die Augen hinter den Schlitzen im Stoff von einer tödlichen Bedrohung berichteten.

Auf einmal sah sie auch die Sensen. Sie erkannte deutlich, wie die blanken Klingen vor- und zurückschwangen und sich ihr bereits gefährlich näherten. Sie glaubte, den Luftzug zu spüren, als die kalten Mordinstrumente dicht über den Körper des Mädchens hinwegwischten.

Dana wurde nicht berührt. Die drei Sensen boten nur das begleitende Schauspiel für das, was den eigentlichen Sinn dieser grauenhaften Szenerie darstellte.

Als das Gesicht des Henkers über ihr blieb, vernahm sie plötzlich das brodelnde Zischen und bekam noch in derselben Sekunde den Sprüh mit, der in einem geschwungenen Halbbogen aus der Flaschenöffnung auf sie zuwehte.

Zuerst hatte sie das Gefühl, Regentropfen auf der Haut zu spüren, bis Schmerzen durch ihr Gesicht zuckten und sie sich mit einem heftigen Ruck aufsetzte.

Sie dachte nicht mehr an die Sensen, auch nicht an den verhüllten Kopf, nur die Schmerzen waren wichtig, und Dana bekam ebenfalls nicht mit, daß der Kopf und die Sensen verschwunden waren.

Sie rollte sich zur Seite, hatte dabei zuviel Schwung bekommen, glitt über die Bettkante und fiel zu Boden, wo der kleine Fußabstreifer lag, der den Fall dämpfte. Auf keinen Fall wollte Dana liegenbleiben. Die Schmerzen im Gesicht zwangen sie förmlich dazu, sich auf die Beine zu stemmen und wegzulaufen. Dieses Brennen trieb sie weiter, und wenn sie an ihre Schmerzen dachte, kam ihr etwas Furchtbares in den Sinn. Eine Vorstellung, die eine würgende Angst in ihr hochtrieb.

Dana torkelte auf das Bad zu. Die Tür war nicht ganz verschlossen. Sie konnte sie aufdrücken, der erste Schritt über die Schwelle und das gleichzeitige Anknipsen des Lichts kamen ihr so seltsam leicht vor. Sie glaubte zu schweben.

Das Licht war grell und kalt. Wie ein gewaltiger Strom, der das Mädchen an sich riß.

Der Spiegel war wichtig.

Dana mußte und wollte sich sehen. Sie war nicht mehr so wie früher, etwas hatte sie.

Am Waschbecken hielt sie sich fest. Darüber befand sich der Spiegel. Breit, hell und glänzend. Nicht ein Wassertropfen verunzierte die Fläche. Das Zimmermädchen hatte sie lange geputzt.

Dana Forrester betrachtete sich im Spiegel.

Es war furchtbar.

Sie spürte den Schock, sie schrie nicht einmal, nur die Knie gaben ihr

plötzlich nach, und ihr Körper verschwand in dem gleichen Tempo von der Spiegelfläche, wie sie zusammensackte.
Säure, das war ihr letzter Gedanke!

***

Ich hatte das Büro noch gar nicht erreicht gehabt, als mich Sheilas Anruf aus dem Konzept brachte. An einer Ampel stehend sprach ich mit ihr über Autotelefon und hörte mir den knappen Bericht an. Viel hatte sie nicht zu sagen. Sheila bat mich nur, in eine Klinik zu kommen. Es war ein kleines Privatkrankenhaus, keines der öffentlichen Hospitäler.

Weshalb man die Person dort eingeliefert hatte, erfuhr ich von Sheila, als wir uns auf dem Parkplatz vor dem Krankenhaus trafen.

»Es war eine Klinik, die in der Nähe lag.«

»Und wer liegt hier?«

Sheila gab mir die Antwort, als vor uns die beiden Türhälften zur Seite geschwungen waren. »Dana Forrester.«

Ich überlegte einen Moment. »Das Mädchen mit den Alpträumen.«

»Genau.«

Die Halle schluckte uns. Schalldämpfendes Material bedeckte die Wände. Der Boden schluckte ebenfalls die Schritte, das Lächeln einer Schwester war freundlich und auf Optimismus getrimmt.

»Was kann ich für die Gentlemen tun?« fragte sie.

Sheila war schneller mit der Antwort. »Bei Ihnen liegt eine gewisse Dana Forrester.«

»Das stimmt.«

»Wir möchten zu ihr.«

Der Ausdruck des Gesichts zeigte plötzlich Bedauern. »So leid es mir tut, aber ich kann es nicht zulassen. Miß Forrester ist mit sehr schweren Verletzungen eingeliefert worden. Wenn Sie in zwei oder drei Tagen vielleicht noch einmal wiederkommen würden…«

»Das können wir leider nicht«, mischte ich mich ein und zeigte meinen Ausweis.

»Vom Yard sind Sie?«

»Ja.«

Die Schwester kämpfte mit sich selbst. Ich sprach davon, mich an den Leitenden Arzt zu wenden, und plötzlich erteilte uns die Karbolmaus [1] die Erlaubnis zu einem Besuch.

»Ich gehe dann vor.«

»Gern.«

In einem Lift, der mir keimfrei vorkam, fuhren wir in eine der oberen Etagen. »Es hat sie schwer erwischt«, erklärte uns die Schwester und senkte die Stimme. »Miß Forrester muß einmal sehr hübsch gewesen sein. Aber dann kam die Säure. Furchtbar. Wer macht so etwas?«

»Das wollen wir eben herausfinden«, erwiderte ich.
Wir waren in der zweiten Etage angekommen und betraten einen der üblichen Krankenhausgänge. Zwei Patienten saßen auf einer weiß gestrichenen Bank und schauten uns nach, als wir sie passierten. Das vorletzte Zimmer auf der rechten Seite mußten wir betreten. Nach dem Anklopfen gingen wir hinein, schauten auf ein Bett und sahen das Mädchen.
Ich schluckte. Sheila wurde blaß. Von Dana Forresters Kopf war nichts zu sehen, weil ihn die schneeweißen Verbände bedeckten und nur die Augen freiließen, die verschont geblieben waren. Da hatte das Mädchen viel Glück gehabt.
Sheila zog sich einen Stuhl heran, ich blieb stehen, und die Schwester gab an der Tür stehend Verhaltensregeln. »Aber nicht zu lange mit ihr sprechen. Der Schock sitzt tief.«
Ich nickte ihr beruhigend zu, bevor ich mich dem Mädchen zuwandte, das nicht bewußtlos war, wie wir am Ausdruck ihrer Augen erkannten. Auch in Höhe des Mundes klaffte im Verband eine Lücke.
Sheila sprach sie an.
Zuerst reagierte Dana nicht, nach einem dritten Versuch drang ein gehauchtes: »Was wollen Sie?« an unsere Ohren.
»Denjenigen finden, der Ihnen das angetan hat.«
Sie schwieg, bevor sie leise lachte. »Meinen Sie denn, daß Sie so etwas schaffen?«
»Wir wollen es zumindest versuchen.«
»Es wird schwer sein, glauben Sie mir. Das ist alles so furchtbar und unerklärlich. Ich habe ihn gesehen. Zweimal schon.«
»Wen?« fragte ich.
»Den Henker.«
»Wie sah er aus?«
»Schlimm, furchtbar…« Wir bekamen eine Beschreibung. Dana vergaß auch nicht, auf die kleine Parfümflasche hinzuweisen, die er in der Hand gehalten hatte.
»Kannten Sie das Parfüm?«
»Ja, ja. Es war Dark Mysterie.«
Ich schluckte, schaute Sheila an, sie mich und las in ihren Augen die Zustimmung.
»Dark Mysterie!« hauchte ich. »Verdammt, das ist schwer zu glauben. Ich weiß, daß es das Parfüm gibt. Aber wie gelangt es in die Klaue dieser Gestalt?«
»Keine Ahnung.«
»Haben Sie nur den Kopf gesehen?« wollte ich wissen.
»Und die Hand.«
»Mit der Flasche?«
»Ja.«

»Sonst nichts?«

»Nein, nein. Der Kopf, auch die Sensen, schon beim ersten Traum erkannte ich sie. Es waren furchtbare Waffen, sie schwangen von einer Seite auf die andere, dabei auch vor und zurück, und wenn sie sich gegenseitig berührten, ertönte ein Klingeln, das in mir die Angst hochtrieb. Es gibt den Henker und die Sensen. Sie müssen mir glauben. Ich bilde mir das nicht ein. Und auch das Parfüm ist gefährlich. Es hat mich überfallen, mich zerstört. Mein Gesicht – es… es brennt so …«

Die Erinnerung an das Vergangene wühlte das Mädchen auf. Es stöhnte und ächzte. Wir schauten auf Danas Lippen und sahen dort die Speichelbläschen zerplatzen.

»Sie sahen es nur im Schlaf, nicht wahr?«

»Zuerst!« hauchte Dana. »Zuerst ja. Dann aber auch, als ich auf dem Bett lag. Ich nahm die Flasche.«

»Das Parfüm?« vergewisserte ich mich. »So ist es. Vom Nachttisch habe ich die Flasche genommen und zog den Stöpsel ab.«

»Und dann?«

»Der Geruch drang aus der Flasche. Es brodelte. Ich sah den schwarzen Rauch. Er wurde zu einer Wand, und aus ihr kam die Gestalt. Der Henker und die Sensen, sie waren auf einmal da und näherten sich mir. Ich habe gedacht, daß mich die Klingen vernichten würden, aber es war das Parfüm.«

»Welches?«

»Das aus der Henkerflasche. Er goß es mir ins Gesicht. Es war grauenhaft…«

Das konnte ich mir lebhaft vorstellen. Ich spürte den Druck in meinem Magen und merkte auch das kalte Gefühl, das sich in meinem Nacken ausbreitete.

Die Aussagen des Mannequins waren verdammt hart. Sie bedeuteten nichts anderes, als daß es einer Traumgestalt gelungen war, sich aus den Vorstellungen eines Schlafenden zu lösen und in die Realität zurückzukehren.

Dieses Monstrum griff tief in die Psyche ein, und wir wußten nicht einmal, um was es sich dabei für einen Dämon handelte oder ob es nur der Helfer eines Dämons gewesen war.

Ich schaute Sheila an, die in den letzten Minuten nichts gesagt hatte und nur steif auf dem Stuhl saß. Eine Lösung wußte auch sie nicht, ihr Blick flackerte und zeigte eine gewisse Hilflosigkeit.

Ich wollte mich schon erheben, als Dana Forrester von sich aus weitersprach. »Wissen Sie, wovor ich Angst habe?«

»Nein.«

»Vor dem Einschlafen. Ich möchte nicht einschlafen. Ich habe Furcht, daß die Gestalten zurückkehren und mir mein Leben nehmen. Sie

haben mich allein ausgesucht. Sie sind auf mich fixiert. Das Grauen schlägt zu. Ich spüre es genau.«

»Vielleicht gelingt es uns, dieses Spukbild abzuwenden.«

»Ihnen? Wie denn?«

»Das müssen wir noch sehen, aber wir glauben Ihnen, Dana. Darauf können Sie sich verlassen.«

»Danke.«

Sheila und ich erhoben uns gemeinsam. Auf leisen Sohlen schritten wir zur Tür, öffneten sie und schauten die Krankenschwester an, die in der Nähe gewartet hatte.

»Alles klar?« fragte sie.

»Im Prinzip schon«, gab ich zurück. »Nur möchte ich Sie bitten, uns sofort zu verständigen, falls irgend etwas mit der Patientin geschieht. Einverstanden?«

»Ja.«

Ich gab ihr meine Karte. »Wenn Sie anrufen und ich nicht anwesend sein sollte, wird man mir auf jeden Fall so rasch wie möglich Bescheid geben.«

»Mr. Sinclair, ich wünsche mir, daß Sie diesen Menschen finden, der so etwas getan hat.«

»Das wünsche ich mir auch.« Obwohl ich nicht davon überzeugt war, es mit einem Menschen zu tun zu haben.

Wir verließen das Haus. Draußen war es noch immer warm. Grell leuchtete die Sonne. Sie blendete und ließ das Geäst der Bäume wie ein Filigran erscheinen. Sie schuf aber auch lange Schatten, denn der September ging in die zweite Hälfte. Herbst war angesagt, bald würde das Laub fallen.

Und wir sorgten uns um diesen Spuk, für den wir keine Erklärung hatten. Neben dem Bentley blieben Sheila und ich stehen. »Es muß mit dem Parfüm zusammenhängen«, erklärte ich.

»Dark Mysterie«, sinnierte Sheila. »Gab es nicht schon einmal Ärger mit irgendeinem Parfüm?«

»Du denkst an die Fariacs?«

»Ja.«

Ich winkte ab. »Das liegt einige Zeit zurück. Außerdem glaube ich nicht, daß diese Vampirsippe die Hände im Spiel hat. Wie sollte sie auch? Sie sind vernichtet, und Vampire spielen in diesem Fall keine Rolle. Nein, der Grund muß tiefer liegen.«

»Wie meinst du das?« fragte Sheila.

»In der Psyche des Menschen. Das Parfüm scheint in der Lage zu sein, die Psyche zu verändern. So sehe ich es.«

»Wenn es stimmt, stellt sich die Frage, wer alles von diesem Duft infiziert wurde!«

»Auf jeden Fall Dana Forrester.«

»Die anderen nicht?«
»Du denkst an Ellen Winter?«
»Genau. Auch sie muß den Keim in sich tragen. Sheila, wir haben gesehen, was mit ihr geschehen ist, und ich gehe davon aus, daß es auch die anderen erwischt hat.«
Sie nickte. »Fragt sich nur«, sagte sie nach einer Weile, »wie du dies beweisen willst.«
»Das schaffe ich schon.«
»Du kannst nicht jede überwachen.«
»Doch, das geht. Am heutigen Abend findet die Aufführung statt. Ich bin sicher, daß wir dort des Rätsels Lösung finden. Dark Mysterie ist in unsere Welt gekommen wie ein Mysterium. Ich werde es knacken. Außerdem muß Suko dabei sein.«
»Bill will ebenfalls kommen.«
»Dann sind wir schon zu dritt. Vielleicht hängt auch der Modeschöpfer mit drin. Wie hieß er noch gleich?«
»Tassilo Urbani.«
»Richtig. Mit dem möchte ich noch reden.« Ich holte meine Autoschlüssel hervor und schloß die Beifahrertür auf, um Sheila einsteigen zu lassen.
»Ich habe meinen eigenen Wagen.«
»Sorry, ich vergaß.«
»Wann sehen wir uns?« fragte sie.
»Die Modenschau beginnt um 20 Uhr. Ich bin mindestens eine Stunde früher im Hotel.«
»Das wäre gut.«
Sheila winkte mir noch einmal zu, stieg in Bills Porsche und düste davon.
Ich aber schaute ihr besorgt und nachdenklich hinterher…

***

Das Wissen um diese unheimliche Bedrohung nagte an Sheila Conolly wie eine Säure. Sie dachte darüber nach, ob sie etwas falsch gemacht hatte, aber zu einem Ergebnis kam sie nicht. Diese Taten hatten sie getroffen wie der Blitz aus heiterem Himmel, und über allem standen als Drohung zwei gefährliche Worte.
DARK MYSTERIE Dieser Name ließ Schauer in ihr hochsteigen.
Wenn sie sich vorstellte, daß ein Parfüm in Umlauf gebracht worden war, das man als dämonisch beeinflußt bezeichnen konnte, war dies eine furchtbare Tatsache. Dagegen konnten sich die Menschen nicht wehren, die es betraf, und sie hatte das Gefühl, als wäre in jeder Flasche ein Geist versteckt, der sich manifestierte und zu einem Henker wurde, der mit drei Sensen kam, um die Menschen zu ermorden.

Sie schüttelte sich, als sie daran dachte, und ihr fiel ein, daß auch sie eine kleine Flasche des Parfüms bei sich trug.

Plötzlich wurde Sheila bleich.

Wer sie jetzt hätte sehen können, wäre sicherlich erschreckt zusammengefahren, und zum Glück mußte sie anhalten, weil sich wegen einer Fahrbahnverengung ein Stau gebildet hatte. Daß sie daran nicht früher gedacht hatte. Sie ärgerte sich gewaltig über diese Tatsache. Möglicherweise kam es auch daher, daß sie die kleine Flasche nicht in ihrer Handtasche bei sich trug, sondern in das Handschuhfach gelegt hatte, um sie dort griffbereit zu haben.

Nur langsam ging es voran. Sheila kam trotzdem nicht dazu, das Handschuhfach zu öffnen und die Flasche an sich zu nehmen. Sie mußte diesen »Stop and Go Verkehr« mitmachen, passierte die Baustelle, sah die grinsenden Arbeiter in ihren Wagen schauen und rollte weiter auf die Battersea Bridge zu, über die sie in den Londoner Süden fahren konnte, wo die Conollys auch wohnten.

Auf der Brücke merkte sie es zum erstenmal. Ein süßlicher Geruch durchzog ihren Wagen. Es roch weder nach Blut noch nach Candies, sondern anders. Viel schwerer und intensiver. Diesen Geruch gab nur eine Flüssigkeit ab.

Das Parfüm!

Sheila empfand es als einen Höllenduft. Sie hätte gern angehalten, dazu ergab sich leider nicht die Möglichkeit, und so schielte sie weiter auf die Klappe des Handschuhfachs, hinter der sich das Zentrum des Höllendufts befand.

Wenn sie genauer hinschaute, sah sie auch die feinen, grauschwarzen Schwaden, die durch die Ritzen der Klappe krochen, zu kleinen Wolken wurden und sich verteilten.

Die Wolken besaßen ein Ziel.

Zuerst sah es so aus, als wollten sie zerflattern, doch einem für Sheila unhörbaren Befehl gehorchend ballten sie sich wieder zusammen und bildeten eine kleine Wolke.

Sheila dachte an Dana Forrester, an deren Alpträume und Verletzungen. Wenn ihr nichts einfiel und sie sich gegen das Parfüm wehrte, würde es ihr ebenso ergehen.

Noch befand sie sich auf der Brücke. Vor ihr rollten drei schwere Trucks dahin. Sie mußte rechts vorbei, aber hinter der Brücke verengte sich die Fahrbahn und lief in einigen Ausfahrten aus, zwischen denen Grasflächen wie Inseln standen.

Sheila setzte alles auf eine Karte. Ein rascher Blick in den Spiegel hatte ihr gezeigt, daß sie einen Überholvorgang riskieren konnte, und so drückte sie das Pedal nach unten.

Der Porsche röhrte auf. Sein typischer Sound hallte über die Fahrbahn, und der Wagen bekam noch mehr Fahrt.

Die Trucks huschten vorbei wie vibrierende Schatten. Schnell schmolz die Entfernung zwischen dem Porsche und dem Brückenende zusammen, aber Sheila stellte mit einem raschen Seitenblick fest, daß sich die Wolken verdichtet hatten und auch in ihre Richtung trieben.

Es wurde gefährlich.

Ohne die Geschwindigkeit nennenswert zu senken, jagte Sheila in die Ausfahrt hinein. Sie mußte das Lenkrad hart herumreißen, die breiten Reifen des Wagens wimmerten auf dem glatten Asphalt.

Einiges an Profil blieb zurück, aber das machte Sheila nichts, denn sie hatte es zum Glück hinter sich.

Die Ausfahrten endeten allesamt in Kreisel, doch Sheila sah ein, daß sie es nicht mehr schaffte.

Die Wolke war zu stark geworden, und sie trieb von der linken Seite her in Sheilas Richtung.

Das Gesicht der blonden Frau war verzerrt. Es gelang ihr nur mühsam, sich auf die Fahrbahn zu konzentrieren, und sie wußte, daß sie davon weg mußte.

Sheila riß das Lenkrad nach links. Der Bordstein war hoch, deshalb bekam der Porsche einen harten Schlag, der ihn über dieses Hindernis hinwegkatapultierte und auf dem grünen Rasen erst wieder mit allen vier Rädern den Boden berührte.

Sheila hörte das Ächzen des Unterbaus, der Porsche schwang noch einmal hoch, dann wieder zurück, rutschte ein Stück weiter, die Reifen schienen durchdrehen zu wollen, und erst jetzt nagelte Sheila mit dem rechten Fuß das Pedal der Bremse nach unten.

Der Flitzer stand!

Mit einem Schlag löste Sheila die Sperre des Sicherheitsgurts und öffnete den Wagenschlag. Sie katapultierte sich aus dem flachen Fahrzeug, rollte über den Rasen, kam schließlich zur Ruhe und schaute für einen Moment zurück.

Die Tür war nicht wieder ins Schloß gefallen. Auf der Karosserie des Porsche spiegelte sich das Sonnenlicht, und im krassen Gegensatz dazu stand die schwarze Wolke, die durch den offenen Wagenschlag ins Freie drang und sich dort verteilte.

Sie kam wie ein Nebel.

Kriechend, lautlos und gefährlich. Nicht zu stoppen, da sie immer mehr Nachschub erhielt. Gleichzeitig flach, aufgedunsen und wellig.

Ein Phänomen, das nicht in die Höhe trieb, sondern Sheila entgegenwehte.

Sie wußte nicht, wie sie sich wehren sollte. Dana Forrester hatte es ebenfalls nicht gekonnt, ihr war die schreckliche Gestalt des Henkers begegnet, von dem Sheila noch nichts sah.

Davor hörte sie etwas anderes, das ihr trotz des Verkehrslärms auffiel.

Ein helles Klingeln.
Die Sensen!
Drei dieser Waffen sollten es gewesen sein, Sheila sah noch keine, aber das Wissen um sie und das Klingeln oder Läuten reichten aus, um ihr einen Schauer über den Rücken zu treiben.
Die Wolke hatte sich in ihrem Zentrum verdichtet. Sie war noch dunkler geworden und gleichzeitig durchsichtiger, so daß Sheila die drei Sensen erkennen konnte.
Ein Phänomen, daß sie diese Waffen überhaupt sehen konnte! Die gefährlichen Schneiden schwangen vor, dann wieder zurück, stießen mit ihren Klingen zusammen und gaben dieses Klingeln ab, das sich eigentlich harmlos anhörte, im Zusammenhang mit diesen Waffen aber zu einer tödlichen Bedrohung wurde, die Sheila einen Schauer über den Rücken trieb.
Noch stand sie geduckt auf dem Fleck, schaute der Bedrohung entgegen und sah hinter den Sensen das Gesicht des Henkers. Eine rote Fläche mit zwei Schlitzen für die Augen.
Eben die Kapuze!
Sheila hatte sich so sehr auf das Gesicht konzentriert, daß sie von dem ersten Angriff der rechten Sense überrascht wurde. Die schwang nach vorn, als hätten ihr nicht sichtbare Hände einen gewaltigen Schwung gegeben. Und Sheila sah die Klinge aus der Wolke jagen, als es für sie schon fast zu spät war. Sie hatte das Gefühl, als würde die Waffe immer länger werden, um sie mit einer Berührung von unten bis oben aufzuschlitzen.
Sie kam nicht mehr dazu, zur Seite oder zurückzuschwingen.
Dabei hatte sie das Glück, daß sie die Klinge trotzdem nicht traf.
Dicht vor ihrem Gesicht fuhr die halbrunde Sichel in die Höhe und schwang wieder zurück, wobei sie dann in die Wolke eintauchte.
Sie prallte noch gegen die beiden anderen, und Sheila vernahm wieder das warnende Klingeln, das von der dichten Wolke verschluckt wurde und wie ein letztes Signal wirkte.
Die Wolke verschwand. Und mit ihr die für Sheila so gefährliche Bedrohung. Dafür vernahm sie andere Geräusche. Das Jaulen einer Polizeisirene, und schon bald tauchte der Wagen auf. Irgend jemandem mußte es nicht geheuer gewesen sein, daß der Porsche auf der grünen Insel zwischen den Fahrbahnen stand, wo er nichts verloren hatte, und er hatte deshalb die Polizei gerufen.
Sheila entspannte sich. Dabei schaute sie zu, wie die dunkle Wolke vollends verschwand, als hätte sie ein gewaltiger Sauger verschluckt. Die Polizisten taten es Sheila nach und fuhren ebenfalls auf den Rasen, wo die Reifen des Wagens tiefe Spuren hinterließen.
Schräg vor dem Porsche stoppten sie ab.
Sheila erwartete sie. Die beiden Männer lächelten schief, als sie auf

die blonde Frau zukamen. Einer von ihnen deutete auf den Porsche und meinte: »Jetzt sagen Sie nur nicht, daß sich Ihr Wagen selbständig gemacht hat und Sie nichts dafür können, daß Sie auf diese Insel gefahren sind.«

»Das habe ich nicht behauptet.«

»Das ist eine Rakete, Madam. Wer sie nicht fahren kann, sollte die Finger davon lassen.«

Sheila war sauer. Sie erlebte wieder die typische Überheblichkeit der männlichen Fahrer, die nur mit herabgezogenen Mundwinkeln auf Frauen schauten. Die wahren Zusammenhänge kannten die beiden nicht, so hielten sie sich an das übliche und wollten Sheilas Papiere sehen.

Bills Frau widersprach nicht. Es erschien ihr am besten, die Männer nicht zu ärgern, sie brauchte ihre Zeit für andere Dinge. Die Papiere waren in Ordnung, aber Sheila bekam trotzdem eine Strafe, denn die Polizisten ließen sich nicht davon abbringen, daß sie mit überhöhter Geschwindigkeit gefahren und von der Fahrbahn abgekommen war.

»Okay, ich werde Ihnen den Betrag überweisen.«

Der Polizist, der Sheila den Zettel ausfüllte, grinste. »Und denken Sie daran, Mrs. Conolly, die Straßen sind breit genug. Auch für einen Porsche.«

»Ich werde es mir merken.«

Die beiden tippten an ihre Mützenschirme, stiegen in den Wagen und dampften ab.

Sheila schaute ihnen nach. Vor Wut trat sie heftig mit dem Fuß auf. Machos, wie diese beiden Polizisten es waren, widerten sie an, aber sie vergaß die Unterbrechung schnell, denn viel wichtiger war die Wolke und deren Entstehung.

Andere Fahrer, die die gewundene Ausfahrt nahmen, schauten zu, wie sich Sheila dem Porsche mit vorsichtigen Schritten näherte und etwas steif dabei ging. Sie wollte nicht noch mehr solcher bösen Überraschungen erleben oder zumindest dafür gerüstet sein.

Die Fahrertür stand noch offen. Diesmal öffnete sie auch die zweite und schaute auf das Handschuhfach. Es sah völlig normal aus.

Nichts deutete daraufhin, daß aus seinen Ritzen der Tod in Form einer gefährlichen Wolke gekrochen war.

Sie öffnete es.

Die Klappe fiel nach unten, Sheila zuckte sofort zurück, weil sie nicht unmittelbar neben dem Wagen stehenbleiben wollte, und sie schaute schräg in das erleuchtete Fach.

Dort lag die Flasche!

Klein, schwarz, unscheinbar. Die Aufschrift Dark Mysterie war nicht zu sehen, aber Sheila entdeckte den Stöpsel der aus der geschliffenen Öffnung gerutscht war und neben der schwarzen Flasche lag.

Obwohl ihr Plan längst feststand, spürte sie dennoch das Zittern in ihren Gliedern. Sie hatte vor, die kleine Flasche an sich zu nehmen. Jetzt, da sie dicht vor dem Ziel stand, spürte sie doch die Trockenheit in ihrem Hals und schluckte ein paarmal, um auch den Kloß der Beklemmung überwinden zu können.

Vorsichtig streckte sie den Arm aus, die Hand fand die Flasche und zog sie blitzschnell aus dem Handschuhfach. Sheila blieb neben dem Wagen stehen und betrachtete ihren Fund.

So harmlos sah sie aus. In einer zylindrischen Form hergestellt, mit dem Touch des Geheimnisvollen wegen der dunklen Farbe, aber daß aus ihr das blanke Grauen steigen konnte, wollte Sheila nicht in den Kopf. Einen sehr vorsichtigen Blick warf sie durch die Öffnung und konnte bis auf den geschwärzten Flaschenboden schauen, auf dem sie keinerlei Flüssigkeit mehr sah.

Die Flasche war leer.

Das Parfüm mußte verdampft sein. Aufgelöst durch den magischen Einfluß einer ihr noch unbekannten Kraft in schwarze Nebelschleier, die sie entdeckt hatte.

Sheila drehte die Flasche.

Nicht ein Tropfen rann mehr aus der Öffnung. Das kleine Gefäß war tatsächlich leer.

Sollte sie es trotzdem mitnehmen? Nein, sie entschied sich für eine andere Lösung. Nicht weit entfernt stand eine gebogene Leuchte. An ihrem Pfahl war auch ein Abfalleimer angebracht. In ihn warf sie die kleine schwarze Flasche hinein.

Dann drehte sie sich um, stieg in ihren Wagen und rollte an. Sheila hoffte, daß sie auf dem Rest der Strecke von Überraschungen dieser Art verschont blieb…

***

Ellen Winter war bleich wie ein weißes Leinentuch, als sie vom Telefonat in die Hotelhalle zurückkehrte, wo die anderen vier Mannequins es sich bequem gemacht hatten, an ihren Drinks nippten und zwischen den Paketen und Einkaufstüten saßen, die sie von ihrem Stadtbummel mitgebracht hatten.

Sie lachten und unterhielten sich über Kleider und gleichzeitig über die stattfindende Modenschau, auf die alle so gespannt waren und darauf warteten, wie sie wohl ankommen würde.

Ellen blieb dicht hinter dem Eingang stehen. Eine Stehlampe deckte sie, und sie ließ sich auf einen Ledersitz fallen, um im Sitzen einmal ruhig nachzudenken.

Auch sie fühlte sich unwohl. Irgend etwas stimmte nicht mit ihr.

Manchmal hatte sie das Gefühl, innerlich zu verbrennen. Das Blut schien eine andere Temperatur bekommen zu haben, es raste schneller

durch die Adern, kochte, und wenn sie atmete, glaubte sie, Dampfschwaden auszustoßen.

Hinzu kam dieser Schock!

Sie hatte erfahren, was mit Dana Forrester geschehen war. In ihrem Zimmer war sie angegriffen worden. Säure hatte ihr Gesicht zerstört. Jetzt lag sie im Krankenhaus, und Ellen wußte, daß Dana nie mehr so aussehen würde wie früher.

Daran hatte sie ebenfalls zu knacken. Über ihrer Truppe lag ein Fluch. Am liebsten hätte sie die abendliche Modenschau abgesagt, was auch nicht ging, denn bei Vertragsbruch mußten sie hohe Konventionalstrafen zahlen.

Über ihr und der Truppe lag ein Fluch!

Diesen Satz empfand sie als eine Tatsache, an der es nichts zu rütteln gab, und die Truppe mußte hindurch, ein Zurück gab es nicht mehr. Ellen Winter dachte daran, daß sie ihren vier übriggebliebenen Mädchen die Tatsachen noch berichten mußte. Sie würden durchdrehen, wenn sie hörten, was mit Dana geschehen war. Bisher hatte man ihr nicht geglaubt, über Danas Träume war sogar gelacht worden, man hatte selbst die Wunden nicht ernst genommen, und nun würde der Schock kommen, dessen war sich Ellen Winter sicher.

Sie stand auf. Nach wenigen Schritten schon wurde sie entdeckt.

Sina, das Mädchen mit den grauen Haaren, in die rote Strähnen gefärbt waren, winkte ihr zu. »Da bist du ja endlich, Ellen. Wo hast du so lange gesteckt?«

Sina bekam keine Antwort. Ellen ging auf die Sitzgruppe zu und fand noch einen Platz. Sie setzte sich den vier Mädchen gegenüber.

Nebeneinander hockten sie auf der halbrunden Couch. Zwischen ihnen standen die Tüten und Pakete.

Janet, Laura, Isabell und Sina – so lauteten ihre Namen. Blutjunge Geschöpfe, bis auf Ellen war keine älter als 25. »Lach doch mal«, sagte Laura. Sie war aufgeregt, ihr Gesicht zeigte eine Röte, und sie blies eine Haarsträhne aus der Stirn. »Tut mir leid, Mädchen, aber mir ist das Lachen vergangen.«

»Wieso?« fragte Janet und beugte sich vor.

»Ich habe soeben erfahren, daß Dana in ein Krankenhaus eingeliefert worden ist.«

Prompt verschwand der lächelnde Ausdruck aus den Gesichtern der Mädchen. Er wechselte in einen erschreckten, auch fragenden, und Ellen sah sich genötigt, weiter mit ihren Neuigkeiten herauszurücken. Sie wollte dies dosiert machen und hörte auch die Frage, die man ihr stellte.

»Waren die Verletzungen denn so schlimm? Wir haben sie doch gesehen, nur Schnitte.« Isabell schaute die anderen bei beifallheischend an, aber die blieben stumm, so daß sich Ellen Winter

genötigt sah, die nächsten Erklärungen zu geben.

»Es hat mit den Schnittwunden nichts zu tun«, erklärte sie.

»Nichts?«, fragte Sina.

»Nein, Dana ist aus einem anderen Grund eingeliefert worden. Man hat ihr Gesicht zerstört.«

Jetzt war es heraus, und Ellen las das Entsetzen auf den Gesichtern der Mädchen ab. Alle anderen wußten, daß es für ein Mannequin nichts Schlimmeres geben konnte, als das Zerstören des Gesichts. Das und der Körper waren ihr Kapital.

»Wollt ihr Einzelheiten wissen?«

Die Mädchhen blieben stumm. Laura wischte sich verstohlen eine Träne aus dem Auge. Die anderen hatten die Lippen fest zusammengepreßt und nickten dann.

»Es war Säure«, sagte Ellen. »Ob Schwefel- oder Salzsäure, das kann ich nicht sagen. Vielleicht auch eine andere, uns unbekannte. Dana hat trotzdem noch Glück gehabt, weil sie von einem Zimmermädchen gefunden wurde, das noch etwas vergessen hatte.«

Die anderen sprachen nichts. Sie saßen starr, auf ihren Plätzen, nur auf den Gesichtern bildete sich allmählich eine glänzende Schicht aus Schweiß.

»Der Killer, nicht?« hauchte die blonde Janet.

»Vielleicht.«

Janet redete weiter. »Er muß es doch gewesen sein. Erst nahm er die Sensen, dann hat er es mit Säure versucht. Hier im Hotel ist ein Killer, ein Wahnsinniger, ein Verrückter.« Janet sprang auf und schaute die anderen an. »Sagt ihr doch auch mal was, verflucht!«

Niemand sprach. Das Entsetzen hatte den zuhörenden Mädchen die Sprache verschlagen, auch Ellen blieb stumm. Sie wollte ihre Worte zunächst einmal wirken lassen.

Janet nahm wieder Platz. Auch ihre Gesichtsfarbe war nach wie vor kalkig. Die Lippen zitterten. Sie holte durch die Nase Luft, und die Hände bewegten sich hektisch. »Ich bleibe nicht hier!« flüsterte sie. »Keine Sekunde länger könnt ihr mich in diesem verdammten Hotel festhalten, in dem ein Killer frei herumrennt. Ich will nicht auch das Gesicht verunstaltet bekommen…«

»Nun beruhige dich mal«, sagte Ellen.

»Nein, das will ich nicht.« Janet schaute Ellen an. »Ich habe Angst, verstehst du? Eine verdammte Angst, die wie ein schwerer Fluch auf mir lastet und den ich nicht wegbekomme. Wer von euch geht mit?«

»Das ist nicht so einfach, wie du es dir vorstellst«, widersprach Ellen Winter.

»Wieso? Ich kann aus dem Eingang gehen und mich in einen Wagen setzen, der mich überall hinbringt.«

»So darfst du das nicht sehen, Janet, so nicht. Wir können hier nicht

einfach verschwinden. Wir müssen die Verträge einhalten, begreifst du das?«

»Nein.«

»Und wieso nicht?«

»Ich bin ein freier Mensch, und ich pfeife auf Verträge, die ich unter anderen Bedingungen ausgehandelt habe. Solange der Killer nicht gefaßt ist, betrete ich das Hotel nie wieder.« Sie blickte noch ihre Kolleginnen an, doch niemand stimmte ihr zu. Also blieb Janet nichts anderes übrig, als ihr Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen. »Ich bin oben und packe!« erklärte sie.

Niemand hielt sie auf, als sie durch die Halle und zu den Fahrstühlen ging. Erst als die Tür hinter ihr zugeglitten war, ergriff Laura das Wort. »Und was machen wir?« Aus ihren dunklen Augen schaute sie fragend in die Runde.

Niemand hatte eine Antwort, oder einen Vorschlag parat, bis Ellen Winter redete.

»Zunächst einmal müssen wir mit Tassilo Urbani reden.«

»Wieso?«

»Weil er da kommt.«

»Ach, diese Schwuchtel«, beschwerte sich Isabell. »Ich mag ihn nicht.«

»Das spielt keine Rolle«, entgegnete Ellen. »Wir müssen eben mit ihm zusammen arbeiten.«

Tassilo kam näher. Nein, er swingte. Sein Jackett zeigte schon die neueste Mode. Es war sehr kurz, wirkte dafür kompakt und zeigte ein rotschwarzes Streifenmuster, zu dessen heller Grundfarbe auch die enge rote Lederhose paßte. Sein Haar war sehr kurz geschnitten.

Als mit Neongel beschmierte und mit an der Spitze abgerundeten Kammzinken ragte es in die Höhe und erinnerte an erstarrte Wellen.

»Hallo, ihr Süßen«, sagte Tassilo und verzog sein blasses Gesicht zu einem Lächeln, ohne den überheblichen Ausdruck aus seinen Zügen zu verlieren. »Alles klar?«

»Nichts ist klar.«

»Wieso?«

»Setz dich«, sagte Ellen.

Geziert nahm Tassilo Platz. »Da bin ich aber gespannt«, sagte er und legte beide Hände auf die Knie.

Ellen Winter berichtete. Tassilo zeigte sich nicht einmal stark geschockt, auch nicht, als er erfuhr, daß jemand mit Säure gearbeitet hatte. »Das ist euer Risiko, Mädchen.«

»Mehr sagst du nicht?« fragte Ellen. Sie konnte als einzige sprechen, die anderen waren zu geschockt.

»Ja.«

»Du bist ein gefühlskalter Hundesohn.«

Urbani begann zu lachen. »Gefühle.« Er breitete die Arme aus. »Gefühle können wir uns erst nach der Schau leisten.«
»Wer sagt denn, daß wir auf den Laufsteg gehen?« fragte Sina.
»Ach.« Tassilo Urbani drehte sich so, daß er die Sprecherin sehen konnte. »Das meinst du nicht im Ernst, Sina.«
»Doch.«
Über das Gesicht des Modeschöpfers flog ein widerliches Lächeln.
»Ihr könnt es versuchen«, sagte er. »Ihr könnt es auch durchführen, aber wenn ihr das tut, seid ihr in der gesamten Branche unten durch. Da nimmt keiner mehr etwas von euch, dafür werde ich sorgen. Ihr wißt ja selbst, wie das ist. Alles spricht sich blitzschnell herum. Niemand wird von euch noch etwas annehmen, das schwöre ich.«
»Darauf spucken wir!« erklärte Laura.
Ihre Antwort überraschte Urbani. Er wandte sich an Ellen Winter.
»Und du bist auch damit einverstanden?«
Ellen überlegte einen Moment. »Nein«, sagte sie schließlich.
Das überraschte wiederum die Mädchen. Gleichzeitig begannen sie zu sprechen. »Du kannst uns doch nicht in den Rücken fallen, Ellen.«
»Kinder, macht mich nicht fertig! Wir müssen uns am heutigen Abend noch einmal zusammenreißen. Versteht ihr?«
Sie verstanden nicht.
»Eure Ellen hat recht«, erklärte Urbani. »Es ist wirklich besser, wenn ihr auftretet. So schlimm es für Dana auch gewesen sein mag, ihr sollt darunter nicht leiden. Haltet einen Abend durch. Ihr könnt ja nach der Schau sofort abreisen.«
Ellen nickte zu den Worten des Modeschöpfers, und Tassilo Urbani hatte es tatsächlich geschafft, wie ihm die folgenden Antworten bewiesen. Die Mädchen wollten über ihren eigenen Schatten springen und auf den Laufsteg gehen.
»Dann kann ich den Sponsor ja auch benachrichtigen«, sagte Urbani aufatmend, bevor er sich erhob und mit graziös wirkenden Bewegungen winkte. »Wir sehen und am Abend.«
Die Mannequins blieben sitzen. Sie wollten diskutieren. Erst nach einer Weile fanden sie überhaupt den Mut, einige Worte zu sagen, und die bestanden aus einer Frage.
Laura stellte sie. »Was ist denn jetzt mit Janet? Sollen wir sie davon überzeugen, daß es besser für sie ist, hierzubleiben?«
»Das werden wir wohl kaum schaffen«, meinte Isabell.
»Ich spreche mit ihr!« erklärte Ellen Winter.
»Wann?«
»Gleich gehe ich zu ihr hoch und versuche sie zu überzeugen.«
»Das wäre gut«, stimmten die anderen ihr zu. »Da könnten wir auch den Zeitplan besser einhalten. Wenn eine fehlt, kann es leicht zu einem Durcheinander kommen.«

So verblieben die Mädchen und ahnten nicht, daß sie den Fehler ihres Lebens gemacht hatten…

***

Auch im Lift hatte Janet die Panik nicht abschütteln können. Wenn sie jemals vor etwas Angst gehabt hatte, war es davor, daß ihr Gesicht zerschnitten wurde. Sie hatte von solchen Fällen gehört, denn auch in der Modebranche wurde mit harten Bandagen gekämpft. Da gab es eine Industriespionage, die auch vor Gewaltanwendung nicht zurückschreckte.

Deshalb diese Angst.

Im Lift fuhr Janet allein nach oben. Sie wagte nicht in den großen Spiegel zu schauen und drehte ihm den Rücken zu. Ihr Gesicht wollte sie nicht sehen, und erst als sie das sanfte Läuten hörte, das das Öffnen der Tür begleitete, ging es ihr wieder etwas besser, und sie drehte sich hastig um, damit sie fluchtartig die Kabine verlassen konnte. Mit fahrigen Bewegungen schloß sie die Zimmertür auf, holte keuchend Luft und taumelte in den Raum.

Bis zum Bett ging sie, auf das sie sich aufstützte, tief durchatmete und an ihren Koffer dachte, der unter dem Bett lag. Ihn zog sie hervor, klappte ihn auf, ging zum Schrank, öffnete die Türen und schleuderte in fieberhafter Eile all das in den Koffer, was noch über den Bügeln hing. Ihr war es auch egal, daß die beiden Pakete mit den eingekauften Sachen noch bei den anderen standen, für sie zählte allein die Flucht.

Janet dachte auch nicht daran, die Sachen zusammenzufalten. Sie hetzte ins Bad, um ihre Kosmetika zu holen. Auch Parfüm der Marke »Dark Mysterie« befand sich darunter.

Das gesamte Zeug fand in einem grün lackierten Lederkoffer seinen Platz. Janet nahm sich auch nicht die Zeit, die Flaschen und Tiegel in die vorgesehenen Fächer zu legen, sie warf alles durcheinander, und das Klimpern war Musik in ihren Ohren.

Dafür hatte sie aber Mühe, den Koffer zu schließen, sie mußte schon hart drücken, um den Deckel einrasten zu lassen. Einigermaßen geschafft ging sie zwei Schritte zurück, wollte den Koffer nehmen und schaute in die großen Spiegel über dem Waschbecken.

Er hatte sich verändert!

Zwar war seine Fläche noch blank. Aber er zeigte das Mannequin nicht so, wie sie es gewohnt war. Irgendwie kam sie sich darin blasser vor, als wäre ihre Gestalt von einem düsteren Schatten überlagert worden.

Der war tatsächlich vorhanden.

Aus einem nicht auslotbaren Hintergrund des Spiegels tauchte er auf, kam näher und näher, nahm allmählich Gestalt an und formierte sich

zu einer wallenden Wolke.

Sie wurde vorgedrückt!

Mit jedem kleinen Stück, das sie zurücklegte, konzentrierte sie sich.

Sie nahm an Dichte zu, ihr Zentrum schimmerte schwarz, und aus ihm kroch etwas hervor.

Eine Gestalt.

Nein, nur ein Kopf, der von einer blutroten Kapuze verdeckt war, die nur zwei Augenschlitze freiließ. Zusammen mit dem Schädel erschien eine mit kleinen, dunklen Haaren bedeckte Hand, die etwas zwischen den Fingern hielt, das Janet kannte.

Eine Parfümflasche.

DARK MYSTERIE Vielleicht hätte Janet jetzt noch die Chance zur Flucht gehabt, aber irgend etwas bannte sie auf der Stelle. Sie wußte selbst nicht, was es war, konnte sich aber vorstellen, daß es mit dem seltsamen Klingeln zusammenhing, das sie im Hintergrund vernahm und das, ihrer Ansicht nach, aus der Spiegelfläche kam.

Ein kaltes Geräusch, das eine Gänsehaut erzeugen konnte, und Janet erinnerte sich an Dana Forresters Worte. Hatte nicht auch sie davon berichtet?

Ja, genauso mußte es gewesen sein.

Dieses kalte, unheimliche Klingeln, das an den Nerven zerrte und auch ihr einen Schauer über den Rücken jagte. Noch lag die Ursache des Geräuschs innerhalb der Wolke verborgen, aber Janet sah schon sehr bald, was sich da hervorschälte.

Etwas Blitzendes, Gefährliches.

Messer!

Nein, keine Messer, sondern gefährlich lange, halbmondförmige Sensen, die nicht ruhig auf dem Fleck standen, sondern vor-und zurückschwangen.

Das Mädchen begann zu zittern. Der Kopf des Henkers, dazu die Klingen mit ihren kalten, hellen Geräuschen und den mörderisch scharfen Spitzen, das war nicht dazu angetan, die Angst zu vermindern.

Im Gegenteil, sie steigerte sich.

Aber Janet dachte auch daran, daß sie noch wegkonnte, überwand sich dabei selbst, warf sich herum und wollte aus dem Bad laufen, als ein Windzug durch den Raum fuhr, nicht allein sie packte, sondern auch die offenstehende Tür.

Janet griff noch, nach, die Kante geriet auch zwischen ihre Finger, aber sie schaffte es nicht mehr, die Tür festzuhalten, weil der Druck einfach zu stark war.

Sie wurde ihr aus der Hand gerissen, flog nach vorn und hieb in das Schloß. Ein Knall laut wie ein Schuß fegte durch den Raum, so daß das Spiegelglas fast zerklirrt wäre.

Die drei Sensen hatten dieses Geräusch verursacht!

Sie waren wieder gegeneinander geprallt, das Echo schwang aus dem Spiegel durch den kleinen Raum und schrillte in den Ohren des von Panik erfüllten Mannequins.

So etwas konnte unmöglich innerhalb der Spiegelfläche geschehen sein, und Janet drehte sich um.

Die erste Sense jagte aus der Wolke hervor. Sie kam wie ein nach vorn geschwungenes Fallbeil und war unheimlich schnell. So schnell, daß Janet nicht mehr ausweichen konnte.

Sie fühlte und spürte dann den Treffer. Wie eine aus der Kontrolle geratene Puppe setzte sie sich in Bewegung. Aber nicht zurück, sondern nach vorn taumelte sie, während die erste Sense zurückschwang, die zweite sich bereits auf dem Weg befand.

In sie lief Janet genau hinein…

***

Ich hatte meinem Freund und Kollegen Suko den Fall erklärt und war bei ihm auf vollste Zustimmung gestoßen. »Ist doch Ehrensache, daß ich dich begleite«, hatte er gesagt. »Ich war schon immer gespannt darauf, einen Henker kennenzulernen.«

»Das meine ich auch.«

Wir hatten uns noch mit den Conollys kurzgeschlossen, und ich erfuhr, was Sheila widerfahren war.

Jetzt erst war ich mir vollkommen sicher. Die Gefahr ging von diesem verdammten Parfüm aus. Und ausgerechnet diese Firma sponserte die Modenschau, die nicht abgesagt worden war, wie ich durch einen weiteren Anruf im Hotel erfuhr.

Natürlich wollte auch Suko nicht als offizieller Polizeibeamter auftreten. Wenn er schon vorgestellt werden mußte, dann ebenfalls als Mitarbeiter der Firma Dark Mysterie.

So sprachen wir es ab, und so fuhren wir auch los.

Sir James hatten wir nicht verständigt. Unser Chef lag noch immer im Krankenhaus und wurde an seinen Wunden behandelt, für die die Puppen eines gewissen Mr. Doll verantwortlich waren.

Wie es hieß, sollte Sir James in der folgenden Woche entlassen werden. Ich gönnte es ihm.

Suko und ich hatten uns in Anzüge geschmissen. Nicht sehr elegant, sondern das Mittelmaß. Beide fühlten wir uns ziemlich unwohl. Suko noch stärker als ich, und er beschwerte sich auch darüber, was er als normaler Mensch wegen mir alles auf sich zu nehmen hatte.

»Dafür präsentiere ich dir auch einen Henker«, sagte ich.

»Zur Not kann ich darauf verzichten.«

Wir sprachen den Fall noch einmal durch, soweit er uns bekannt war, kamen aber zu keinem Ergebnis. Und eine Analyse des Parfüms lag

auch noch nicht vor.

Zudem hatten wir beschlossen, uns zu trennen. Suko wollte durch das Hotel schleichen und sich auch in den Zimmern der Mädchen umsehen, falls dies möglich war.

Ich hatte vor, mehr den offiziellen Part zu übernehmen. Schließlich repräsentierte ich einen Kosmetikkonzern.

Der Bentley fand seinen Platz in der Tiefgarage. Von dort nahmen wir eine Rolltreppe, die in die Empfangshalle mündete. Eine Kulisse aus Stimmen und leichter Background-Musik empfing uns.

Wir trennten uns.

Nicht weit entfernt sah ich eine braune Anzeigetafel. Auf ihr waren die Informationen aufgedruckt, die für Gäste wichtig waren, wenn sie eine Veranstaltung besuchen wollten und nicht wußten, in welchem der Räume diese ablief.

Die Modenschau sollte im großen Tagungsraum stattfinden.

Knapp über 90 Minuten waren es noch bis zum Beginn. Ich hatte noch genügend Zeit, mich umzuschauen und wollte auch mit Ellen Winter Kontakt aufnehmen.

Ein Mann fiel mir auf.

Sein blondes Haar war mit Gel beschmiert und stand strähnig wie abrollende Wellen auf seinem Kopf. In der roten engen Lederhose wirkte er wie ein Gockel, und als er von einem der Portiers angerufen wurde, erfuhr ich auch seinen Namen.

»Bitte, Mr. Urbani, Telefon für Sie.«

»Auch das noch.« Er warf beide Arme hoch und drehte sich mit einer tänzelnden Bewegung, um zu einer der Zellen zu laufen, in die das Gespräch gelegt worden war.

Ich hatte ihn sowieso suchen müssen und freute mich darüber, daß mir ein Zufall zu Hilfe gekommen war. In einem der Sessel nahe der Zelle nahm ich Platz, zündete mir eine Zigarette an und beobachtete den Modeschöpfer durch die Glasscheibe.

Er telefonierte sehr gestenreich. Wenn ich ihn beschreiben sollte, hätte ich ihn als ein hektisches Temperamentsbündel bezeichnet.

Kein Wunder, so kurz vor der Schau.

Nicht einmal zwei Minuten sprach er, bevor er einhängte, den Kopf schüttelte, sich drehte und die Tür aufstieß. Er stand schon wieder auf dem Sprung. Bevor er mir entwischen konnte, rief ich ihn an. »Mr. Urbani!«

Er stoppte und sah, daß ich mich aus dem Sessel stemmte. Die Zigarette hatte ich zuvor ausgedrückt.

»Ja, was wollen Sie?«

»Mit Ihnen sprechen.«

»Keine Zeit.«

Ich war auf ihn zugegangen. »Das würde ich an Ihrer Stelle nicht so

sagen, schließlich sponsert meine Firma Ihre Schau.«

Mit offenem Mund holte er Luft, und schien in dieser Haltung zu erstarren.

»Wollen wir uns nicht setzen?«

»Aber sicher, Sir.« Plötzlich zerfloß der Modeschöpfer vor Freundlichkeit, wartete, bis ich saß, um dann ebenfalls seinen Platz mir gegenüber zu finden.

»Möchten Sie etwas trinken, Mister…«

»Nein danke.« Danach stellte ich mich vor. »Mein Name ist Sinclair. John Sinclair.«

Er lachte. »Klingt wie James Bond, wie Sie das machen.«

»Nur bin ich es nicht.«

»Der sieht auch bes… anders aus.« Er lachte gekünstelt. »Entschuldigen Sie, Mr. Sinclair.«

»Natürlich.«

Tassilo Urbani legte die Handflächen gegeneinander und schaute mich fragend an. »Womit darf ich Ihnen denn behilflich sein?«

»Meine Firma hat mich abgestellt, um mir die Modenschau anzuschauen.«

»Ein Kontrolleur?«

»So dürfen Sie das nicht sehen. Ich bin beauftragt worden, nachzuschauen, wie Sie unsere Produkte plaziert haben. Das ist im engen Sinne keine Kontrolle, sondern üblich.«

»Ich weiß.«

»Ist der Aufbau schon fertig?« Urbani legte die Stirn in Falten und nickte. »Soviel ich weiß, steht alles parat.«

»Kann ich es sehen?«

»Gern, wenn Sie mir folgen wollen.« Er erhob sich mit einer grazilen Bewegung.

Ich ärgerte mich ein wenig, daß ich mich nicht um die drängenden Probleme kümmern konnte, aber ich mußte den Schein wahren und hoffte stark, beides unter einen Hut zu bringen.

Wir passierten die Fahrstühle. Zur rechten Hand lag eine der großen Bars. Sie war kaum besetzt. Leise Musik drang an unsere Ohren, als wir weitergingen und einen schmaleren Gang erreichten, der uns auf eine zweiflügelige Tür zuführte. Daneben stand nicht einmal ein Hinweisschild, so daß die Gäste genau wußten, woran sie waren.

Die Türen waren nicht verschlossen. Mein Begleiter öffnete die rechte Hälfte und ließ mich vorangehen.

Ich betrat einen großen Saal, in dem nicht einmal die Hälfte der Lampen brannten. Es waren in die Decke integrierte Strahler, die ihren Schein senkrecht nach unten schickten und auch den Laufsteg anleuchteten. Er war mit einem roten Teppich belegt worden und wurde an beiden Seiten von Stuhlreihen flankiert, deren Sitzflächen

noch leer waren.

Der Laufsteg endete unmittelbar vor der Bühne. Man hatte den Vorhang, durch den die Mannequins treten würden, noch nicht geöffnet. »Es gibt dahinter einen direkten Weg zu den Umkleidekabinen«, erklärte mir Urbani.

Ich nickte, weil ich alles zu meiner Zufriedenheit vorfand. Auch die Produkte »meiner« Firma waren so aufgebaut worden, daß man sie nicht übersah. In einer Pyramide standen die einzelnen Artikel übereinander. Von der Decke hing noch ein schwarzes Schild mit der eloxierten Aufschrift DARK MYSTERIE!

»Wenn die Schau beginnt, werden Ihre Produkte natürlich noch angestrahlt. Außerdem könnten Sie etwas dazu sagen. Natürlich nur, wenn Sie wollen. Ich gebe Ihnen die Zeit.«

»Das wäre zu überlegen.«

»Möchten Sie noch etwas sehen, Mr. Sinclair?«

»Eigentlich nicht.« Ich war weitergeschlendert, blieb nun stehen und drehte mich um. »Da ist noch etwas, das mir gerade einfällt.«

»Und was?« Gespannt lächelnd schaute mich der andere an.

»Es hängt mit den Mannequins zusammen. Sind sie nicht auch verpflichtet, Werbung zu machen?«

»Oh, da müssen Sie nicht mich, sondern Ellen Winter fragen.«

»Ja, ich kenne Sie. Wo kann ich sie finden?«

Tassilo Urbani hob die Schultern. »Das tut mir leid, ich weiß es nicht. Nicht einmal ihre Zimmernummer kenne ich.«

Ich deutete auf den Vorhang. »Vielleicht befindet sie sich schon in einer der Garderoben.«

»Das ist möglich.«

»Kann ich nachschauen?«

Er blickte auf die Uhr. »Ich bin leider schon etwas spät. Die Presse wartet auf das versprochene Interview. Wenn Sie sich die Mühe machen wollen und allein…«

»Aber sicher, Tassilo. Tun Sie sich keinen Zwang an.«

»Wie nett, wie nett.« Er ging, winkte und sagte noch. »Tschau dann, bis später.«

»Ja, wir sehen uns.«

Ich mußte über Urbani lächeln. Er war ein typischer Modemacher.

Ein wenig überspannt, immer hektisch, steckte sicherlich voller neuer Ideen und stand ständig unter Streß.

Ich ebenfalls, nur war seiner ein anderer als der meine.

Jenseits des Vorhangs lagen die Garderoben der Mädchen. Um sie zu erreichen, mußte ich über den Laufsteg gehen und kam mir deplaziert vor, als ich mutterseelenallein daherschritt und meine Füße fast innerhalb des Teppichs versanken.

Ich konnte mir gut vorstellen, wie es einem Mannequin zumute sein

mußte, wenn es hier die Schau abriß. Mein Fall war das nicht.

Da blieb ich lieber mit beiden Beinen auf dem normalen Boden.

Links vor mir befand sich die Kosmetik-Pyramide. Und sie schaute ich mir genauer an.

Diejenigen Helfer, die sie aufgebaut hatten, verstanden etwas von ihrem Handwerk. Sie war so plaziert worden, daß man überhaupt nicht an ihr vorbeischauen konnte, das würde sicherlich auch der richtige Vertreter der Firma feststellen, wenn er kam.

Und er sollte im Laufe des Abends eintreffen, wie ich erfahren hatte. Nur wußte ich nicht, wer er war, wie er hieß und wie er aussah.

Ich ging auf die Bühne, trat dicht an den Vorhang und suchte nach dem Durchschlupf.

Erst nach einigem Tasten entdeckte ich ihn, schob eine Hälfte des Vorhangs zur Seite und betrat die Bühne. Sie war sehr klein, völlig kahl, ohne Licht. Die Beleuchtung kam aus dem Gang dahinter, wo auch die kleinen Garderoben lagen.

Ich betrat den ersten Raum.

Der typische Geruch nach Schminke, Parfüm und Staub empfing mich. Das macht einen trockenen Hals. Vielleicht standen deshalb die Sektflaschen parat. Mit ihren Flaschenhälsen schauten sie aus Kühlboxen hervor. Ich hatte Licht gemacht, schaute mich im ersten Raum um, sah den großen Spiegel und auch den Durchgang zum Nebenraum, der durch einen schmalen Vorhang verdeckt war.

Ich schob ihn zur Seite, sah die trübe Lampe brennen und stellte fest, daß alle Räume untereinander verbunden waren. Man brauchte jeweils nur die Vorhänge zur Seite zu ziehen.

So untersuchte ich fünf Räume, die alle gleich aussahen und viel zu klein waren. Man konnte sich im letzten kaum drehen, weil ein Teil der Garderobe von einem gewaltigen Schrankkoffer eingenommen wurde, in dem sich wohl die Vorführmodelle der Mannequins befanden.

Etwas Verdächtiges hatte ich nicht entdecken können. Also ging ich wieder zurück und nahm den gleichen Weg.

Vier Garderoben passierte ich, ohne daß etwas geschah. Dann aber kam es knüppeldick.

Als ich den letzten Vorhang zur Seite schieben wollte und meine Hand bereits in die Falten gekrallt hatte, entdeckte ich die Bewegung. Der Stoff zitterte, obwohl ich noch nicht an ihm gezogen hatte und auch kein Durchzug herrschte.

Das alarmierte mich.

Ich sprang instinktiv zurück.

Mein Glück, denn plötzlich wurde der Vorhang dicht vor mir aufgerissen und der blitzende Halbkreis einer Sense raste auf mich zu…

Ein braunhäutiger junger Mann hielt Suko auf und fragte mit freundlicher, wenn auch bestimmter Stimme: »Womit kann ich Ihnen behilflich sein, Sir?«

»Mit einigem.«

»Bitte.«

»Ich suche die Mannequins, die heute abend die neuen Modelle vorführen werden.«

Der Mann runzelte die Stirn. »Wenn Sie von der Presse sind, Sir, müssen Sie sich bis zum offiziellen Termin nach der Schau…«

»Ich bin von der Firma Dark Mysterie.«

»Das ist etwas anderes.«

»Ja, mein Kollege ist bereits hier. Ich wollte nur das Mädchen fragen, ob alles klargeht.«

»Ja, fahren Sie in den fünften Stock, Sir.«

»Danke sehr.«

Suko hatte die Informationen, die er benötigte. Er wollte sich die Zimmer der Mädchen einmal genauer vornehmen – und, falls es möglich war, auch mit einigen von ihnen reden. Vielleicht konnten sie ihm genauere Auskünfte geben.

Zusammen mit zwei bärtigen Orientalen fuhr Suko hoch. Die Männer beachteten ihn nicht. Sie waren in ein Gespräch vertieft, von dem Suko kein Wort verstand.

Im fünften Stock stieg er aus. Betrieb herrschte in dem Gang nicht, aber er war auch nicht der einzige Gast auf dem Gang, denn eine der Türen flog vehement auf, und ein weibliches Geschöpf mit graurot gefärbten Haaren stand plötzlich vor dem Inspektor. Die Spitzenwäsche, die das Mädchen trug, paßte zu den farbigen Strähnen.

»Oh!« Überrascht hauchte sie Suko an, ging einen Schritt zurück und wollte an dem Chinesen vorbei.

»Einen Moment bitte.«

»Was ist denn?« Die Kleine blieb stehen und schüttelte ihr langes Haar. Suko flogen noch einige Wassertropfen aus den Strähnen entgegen.

»Ich hätte gern eine Auskunft.«

»Gehen Sie zum Portier.«

»Auch wenn es sich um Ihre Truppe handelt?«

»Wenn Sie von der Presse sind, dann…«

»Wäre ich nicht gekommen. Ich bin ein Repräsentant der Firma Dark Mysterie, junge Frau.«

»Das ist etwas anderes.« Ihre Zunge huschte über die blaß geschminkten Lippen. »Wen möchten Sie denn sprechen.«

»Ellen Winter.«

»Die ist nicht in ihrem Zimmer.«

»Wo kann ich sie finden?«

»Vielleicht bei Janet.«
»Und wer ist das schon wieder?«
»Eine Kollegin von uns«, bekam Suko zu hören. »Sie wollte eigentlich abreisen, aber Ellen versucht, sie zu überreden.«
»Dann werde ich dort mal schauen.«
»Ja und sagen Sie ihr, daß wir auf sie warten. Viel Zeit haben wir nicht.«
»Werde ich machen.«
Das Mannequin ging, und Suko wandte sich in die entgegengesetzte Richtung. Er zählte die Türen ab. An der besagten klopfte er zweimal, wartete auf eine Antwort und bekam sie auch.
Suko öffnete.
Die Frau stand dicht hinter der Zimmertür. Sie trug ihr blondes Haar halblang und hatte zwei schwarze Spangen hineingesteckt. Ihr Blick war kühl und forschend auf Suko gerichtet, während auf ihren Wangen hektische, rote Flecken lagen.
»Wer sind Sie?« fragte sie. »Normalerweise meldet man sich an oder wird angemeldet. Ich mag es nicht, wenn plötzlich jemand in mein Zimmer hereinplatzt!«
»Das verstehe ich sehr gut.«
»Dann gehen Sie.«
»Nein, Miß Winter. Ich wollte mit Ihnen reden.«
»Ich aber nicht mit…«
»Lassen Sie mich bitte ausreden! Mein Kollege John Sinclair hat mich zu Ihnen geschickt.«
In den Augen der jungen Frau blitzte es auf. »Ach so, auch Sie sind von der Firma Dark Mysterie.«
»Genau.«
Ellen hob die Schultern. »Wenn es sich schon nicht anders machen läßt, bitte, kommen Sie herein.« Sie gab den Weg in das Zimmer frei.
»Aber fassen Sie sich kurz, unsere Zeit ist nicht unbegrenzt, wie Sie sich sicherlich denken können.«
»Natürlich.« Suko blieb gelassen. Er schaute die Frau nur einmal scharf an und konnte sich kaum vorstellen, daß sie es tatsächlich fertiggebracht hatte, sich die Haut vom Gesicht zu ziehen, wie er von seinem Freund John Sinclair wußte.
Ellen Winter sah so glatt, makellos und beinahe künstlich aus. Da Suko kein Platz angeboten worden war, blieb er stehen, verschränkte die Hände hinter dem Rücken und hatte auch in diesem Raum nichts Ungewöhnliches feststellen können.
Ellen blieb nahe der Zwischentür stehen. Über der Stadt lagen bereits die Schatten der Dämmerung. Auch das Zimmer wirkte nicht mehr so hell, weil kein Tageslicht mehr direkt einfiel und auch noch keine Lampen brannten.

»Womit kann ich Ihnen helfen?«

Suko stellte sich zunächst vor und erkundigte sich dann nach dem genauen Ablauf der Vorführung.

»Hat Ihnen Ihr Kollege das nicht schon erklärt?« fragte Ellen, wobei Mißtrauen in ihrer Stimme mitschwang.

Suko zeigte ein Lächeln. »Selbstverständlich hat er davon gesprochen. Ich möchte nur noch Einzelheiten erfahren, was den genauen Ablauf des Auftritts angeht.«

»Der steht fest.«

»Das glaube ich Ihnen. Wie wird unsere Firma repräsentiert? Ich habe von Mr. Sinclair gehört, daß er an einer Rede arbeitet, die er noch halten möchte.«

»Das kann er.«

»Gut, und wann?«

Ellen Winter hob die Schultern. »Das ist eigentlich nicht mein Problem. Ich bin für die Truppe verantwortlich. Sie müßten sich an einen gewissen Mister…«

»Sagen Sie nur noch Tassilo Urbani.«

»Doch, an ihn müssen Sie sich wenden, wenn Sie Details erfahren wollen.«

Suko hatte den Namen von John erfahren. Er verdrehte die Augen. »Das ist ein Chaot. Ich versuchte bereits, mit ihm zu reden, aber der hat keine Zeit.«

»Und ich kann Ihnen kaum helfen. Wir haben unser Programm und werden es abspulen. Außerdem sind Dark Mysterie und wir zwei verschiedene Paar Schuhe, wenn Sie verstehen.«

»Das ist mir klar, obwohl wir zusammenarbeiten. Nun gut, ich werde sehen, was sich machen läßt.« Suko tat, als wollte er gehen, hatte schon ein Bein vorgesetzt, hielt den Kopf gesenkt und hob ihn plötzlich wieder an. »Da ist noch etwas.«

»Bitte?«

»Ich hörte, daß eines Ihrer Mannequins ausgefallen ist. Es soll verletzt worden sein.«

»Das stimmt.«

»Sehr schwer?«

»Es geht.« Ellen Winter lächelte verkrampft.

»Immerhin liegt die junge Dame im Krankenhaus, und unter den übrigen Mitgliedern der Truppe scheint sich auch keine sehr gute Stimmung ausgebreitet zu haben.«

Jetzt fiel die Freundlichkeit von Ellen Winter ab. »Wie kommen Sie auf so etwas, Mister?«

»Ich hörte es.« Suko tat erneut, als wollte er gehen. Zwei Schritte weit ließ ihn die Frau kommen, dann legte sie, ihre Hand auf Sukos Schulter. »Moment noch, jetzt möchte ich etwas von *Ihnen* wissen.«

»Bitte.«
»Wer und vor allen Dingen, was hat Ihnen derjenige über unsere Truppe berichtet?«
»Es war eine sie.«
»Oh.« Ellen Winters Gesicht nahm einen erstaunten Ausdruck an, wobei sich ihre Augen gleichzeitig mißtrauisch verengten. »Darf ich den Namen erfahren?«
»Nein, das ist im Augenblick zweitrangig. Vielleicht nach der Schau. Jedenfalls möchte ich nur sichergehen, daß alles so abläuft, wie wir es uns wünschen. Sie verstehen?«
»Sie haben es deutlich genug gesagt. Und machen Sie sich keinerlei Sorgen, auch wenn die Mädchen wegen der Verletzung ihrer Kollegin ein wenig nervös sind. Die Schau wird stattfinden. Mode muß sein.«
»Gut gesprochen. Sie könnten auch in der Werbung Ihr Geld verdienen.«
»Vielleicht mache ich das mal.«
Nach diesen zum Schluß belanglosen Worten drehte sich Suko um und wollte gehen. Es war reiner Zufall, der viel öfter in einem Menschenleben vorkommt, als man annimmt, daß Suko mit seiner Schulter über die Wand schabte und gegen den breiten Lichtschalter drückte, so daß dieser herumklappte.
Es wurde hell.
Nicht im Raum, wo man sich aufhielt, sondern in der schmalen Diele mit der eingebauten Regalnische für das Gepäck.
Das Licht war sehr hell, es übergoß auch den Teppich, und Suko konnte sehr deutlich den dunklen Fleck erkennen, der sich dort befand, wo der untere Teil der Badezimmertür auf dem Boden abschloß.
Da rann wahrscheinlich Wasser unter der Türritze hervor.
Doch Wasser war nicht so dunkel…
»Wollen Sie nicht gehen?« fragte die Frau hinter Suko.
»Ja, sofort, aber…« Er streckte einen Arm aus und deutete auf den Fleck. »Ich glaube, Sie sollten den Kran zudrehen, da kommt das Wasser schon unter der Tür hervor.«
»Was Sie nicht sagen.«
»Sehen Sie selbst, Miß Winter.«
Sie hatte sich von Suko so einlullen lassen, daß sie tatsächlich einen weiteren Schritt nach vorn kam und nicht mehr auf den Chinesen achtete, der blitzschnell handelte.
Bevor die Frau sich versah, drückte Suko die Klinke der Badezimmertür nach unten und stieß die Tür auf. Er sprang nicht über die Schwelle, weil er nicht in die große Blutlache treten wollte. Was er dahinter zu sehen bekam, war einfach furchtbar…
Er kannte den Namen des Mädchens nicht, aber er wußte, daß ihr

niemand mehr helfen konnte.

Die Kleine war tot. Sie lag vor dem Waschtisch, über dem ein zerbrochener Spiegel hing, und sie war mindestens zweimal von zwei spitzen Gegenständen getroffen worden.

Die Gesichtszüge des Chinesen erfroren, so geschockt war er, aber er wußte auch, daß die Gefahr noch nicht vorbei war, denn Ellen Winter war sicherlich nicht so unbedarft, wie sie sich gab.

In seinem Rücken hörte Suko den zischenden Laut, drehte sich auf der Stelle und sah im letzten Augenblick, wie eine Hand auf ihn niederraste, die einen schweren Aschenbecher hielt.

Sukos Linke fuhr hoch.

Sie kollidierte mit Ellen Winters Arm, die aufschrie und den Ascher fallen ließ.

Suko schlug mit der flachen Hand zu. Zudem stand Ellen sehr günstig.

Es war ein wuchtiger Treffer, der sie zurückbeförderte, durch den kurzen Gang taumeln ließ, in das andere Zimmer hinein, wo das Bett stand, auf das sie rücklings fiel.

Der Rock schwang über ihren Kopf. Suko schaute auf die langen, »bestrumpften« Beine und hörte, wie Ellen Winter auf der anderen Seite des Betts zu Boden prallte.

Der Inspektor blieb stehen. Er schaute über die Fläche hinweg, sah Ellen nicht, sondern hörte sie nur keuchen und knurren. »Kommen Sie endlich hoch!« befahl Suko.

Und sie kam.

Sehr langsam, was den Chinesen schon wunderte. Und als sie sich in die Höhe drückte, sah Suko, daß sie etwas in ihrer rechten Hand hielt. Eine kleine geöffnete Flasche.

»Und jetzt geht es dir an den Kragen, verdammter Chink!« zischte die Frau mit einer bösen Stimme. »Du wirst das gleiche Schicksal erleiden, du gelber Hundesohn.«

Während sie redete, quoll aus der Öffnung der Flasche ein grauschwarzer Rauch, der sich zu einer flachen Wolke verdichtete.

Obwohl Suko von diesem Qualm noch nicht erreicht worden war, spürte er dennoch den ersten dämonischen Einfluß, der gegen ihn wehte. Es war so, als würden kleine Pfeile in sein Gehirn dringen, und er nahm auch den betäubenden Duft wahr.

Zuerst roch er süßlich, eben wie ein Parfüm. Dann änderte sich dieser Duft, je mehr Rauch aus der schmalen Öffnung stieg und die Wolke dabei verdichtete.

Das Gesicht der jungen Frau verschwamm allmählich zu einem breiten und flach wirkenden Klumpen, und Suko vernahm das häßliche Lachen, das gegen ihn und durch die Wolke wehte.

Dann hob Ellen Winter ihre freie Hand. Sie tat es langsam, als stünde

sie auf der Bühne, um eine bestimmte Szene besonders genau und intensiv zu proben.

Suko dachte an das, was ihm John Sinclair berichtet hatte. Er tat nichts, in diesen Augenblicken erinnerte er an eine froststarre Gestalt, die mit ansehen mußte, wie Ellen Winter ihre Fingernägel über die rechte Gesichtshälfte schrammte und dann langsam die Haut in langen Streifen nach unten zog…

***

Ich flog zurück und lag dabei in der Luft. Die Sense konnte ich sehr genau erkennen, sie war als blitzender Strahl aus dem Vorhangspalt geschossen und dabei von unten nach oben gezogen worden, um mich aufzuspießen. Diesem fürchterlichen Tod war ich durch einen raschen Sprung zur Seite entgangen, aber ich hörte das Pfeifen der gekrümmten Klinge, so dicht fuhr sie an meinem Gesicht vorbei.

Dann lag ich am Boden. Mit dem Rücken war ich aufgeschlagen.

Der linke Ellbogen stieß noch gegen einen Garderobenstuhl, der im Weg stand. Das kleine Sitzmöbel kippte um und blieb dicht neben mir liegen, aber die verdammte Klinge war nach wie vor vorhanden, oder war es inzwischen eine andere?

Ich mußte, während ich auf die Beine kam, wieder an die Beschreibungen der Dana Forrester denken, die von einem hellen, aber sehr häßlichen Klingeln gesprochen hatte, und dieses verfluchte Geräusch vernahm auch ich, als mehrere Sensenblätter, noch hinter dem Vorhang versteckt, gegeneinanderstießen.

Mit der linken Hand stützte ich mich an dem Garderobentisch ab, so daß ich mich auf die Füße quälen konnte. Dabei fegte ich noch zwei Schminktöpfe nach unten und überlegte, mit welcher Waffe ich mich gegen die Sensen verteidigen konnte.

Kreuz oder Beretta – mehr blieb nicht übrig, wobei eine Kugel wohl kaum Chancen haben konnte.

Das Klingeln blieb.

Mir kam es vor wie Hohngelächter, und noch in das Echo hinein bewegte sich der Vorhang, der plötzlich von zwei blitzenden Sensen durchtrennt wurde.

Ich flog zu Boden.

Diesmal hätten sie mich leicht erwischen können. Auf dem Boden liegend überlegte ich, daß es eigentlich drei Sensen waren, und diese Zahl wirkte wie ein Alarmsignal in meinem Hirn.

Ich rollte mich zur Seite. Weg vom Garderobentisch und zur gegenüberliegenden Wand, wo ich mich ebenfalls flach hinpreßte, und das war mein Glück.

Die dritte Sense schwang herbei!

Diesmal rutschte sie verdammt dicht über den Boden. Ich wunderte

mich schon, daß sie mich nicht berührte. Mich jedenfalls hätte sie immer erwischt. Und ich hörte das hohe Singen des Metalls. Es klang für mich wie eine Todesmelodie.

Dana Forrester hatte von drei Sensen gesprochen. Und diese drei Waffen waren auch eingesetzt worden, wie ich leider feststellen mußte. Sie hatten den Vorhang aufgeschlitzt. Die Lücken klafften im Stoff, aber ich konnte leider nicht hindurchschauen.

Noch immer lag ich im rechten Winkel, den Boden und Wand bildeten. Um mich zu erwischen, hätten sich die Sensen schon drehen müssen, das geschah zum Glück nicht.

Ich wollte nicht immer in der Position des defensiven Mannes bleiben und zog deshalb meine Beretta.

Ein wenig drückte ich mich höher, damit ich besser zielen konnte.

Von nun an wartete ich auf das erneute Erscheinen des gefährlichen Sensenblatts.

Noch ließ es sich nicht blicken. Mir schien es so, als wollte die unbekannte Kraft hinter dem Vorhang zunächst einmal abwarten, ob ich mich noch meldete.

Und dann kam sie.

Zunächst vernahm ich nichts, bis das leise Schleifen an meine Ohren drang, das mir das Kommen der Waffe ankündigte. Und schon schwang sie in die Garderobe. Wie ein gewaltiger Hammer kam die Sense. Ich sah das Blinken der Klinge. Das Licht der Notbeleuchtung streifte die gefährliche Sense, und die Reflexe sahen aus wie kleine Feuerfunken.

Ich behielt die Nerven und wartete so lange, bis die Sense ausgeschwungen war. Bevor sie wieder zurückfahren konnte, legte ich auf die Klinge an und drückte ab.

Es war nicht einfach, die Waffe zu treffen, weil sie nicht mit einer gleichbleibenden Geschwindigkeit schwang. Zudem war ich nervös, und als ich feuerte, traf die Kugel nicht.

Sie jagte nur gegen den Rand, jagte dabei in die Höhe und sirrte als Querschläger in die Decke, wo sie steckenblieb und auch dafür sorgte, daß feiner Putz nach unten rieselte.

Die Klinge schwang zurück.

Sie verschwand wieder hinter dem Vorhang, und ich wartete auf die zweite oder dritte Klinge, aber da tat sich nichts. Die beiden anderen Waffen blieben verschwunden.

Tief holte ich Luft. Ich kannte meinen eigentlichen Gegner nicht, es konnten nicht die Sensen sein, die dem anderen nur als Hilfsmittel dienten. Wer hinter allem steckte, mußte ich erst noch herausfinden.

Ich sah ihn nicht, dafür hörte ich ihn. Es war sein Lachen, das mich erreichte.

Durch den Vorhang wurde es etwas gedämpft, deshalb klang es für

mich so dumpf, und ich konnte mir vorstellen, daß es dieser Henkerkopf war, der auf mich lauerte.

Ich stand auf.

Plötzlich war ich sicher, daß keine Waffe mehr in die Garderobe hineinfahren würde. Mein Gegner hatte etwas anderes vor.

Ich roch das süßliche Aroma, das unsichtbar und lautlos durch die Lücken im Stoff kroch. Ich dachte daran, wie ich mit Sheila und Ellen Winter zusammengesessen und an dem Parfüm gerochen hatte.

Damals schon war mir die Süße aufgefallen und auch die Schwere dieses Duftwassers. Hier machte ich die gleiche Entdeckung.

Was wollte der andere damit erreichen?

Er sprach nicht, nur den Höllenduft ließ er reden.

Meine angeborene Neugierde siegte. Obwohl es riskant war, was ich vorhatte, ging ich von meinem Plan nicht ab. Ich bewegte mich auf den Vorhang zu und hielt als einen Schutz mein Kreuz in der Hand. Ob das gegen die drei Sensen reichte, war mehr als fraglich.

Auf meinem Rücken lag eine Gänsehaut, als ich mich im spitzen Winkel dem Vorhang näherte. Ich mußte ihn auseinanderziehen, und wenn ich es an dieser Stelle tat, war die Chance, von einem Sensenblatt getroffen zu werden, nicht so groß.

Es blieb ruhig. Kein feines Singen oder Schleifen drang an meine Ohren.

Auch das Klingeln hörte ich nicht, die Waffen mußten sich ruhig verhalten.

Deshalb riskierte ich es. Die Finger meiner linken Hand fanden den Stoff und rissen ihn mit einem Ruck zur Seite.

Ich schaute in die andere Garderobe – und entdeckte den Henker!

***

Suko sah die Frau, die keine mehr war und die sich in ein Monstrum verwandelt hatte.

Ellen Winter war in den Bann des Höllendufts geraten, der sie auf eine schreckliche Art und Weise verändert hatte. Wer riß sich schon die Gesichtshaut herunter?

Sie!

Langsam, schon fast genußvoll, während aus der Öffnung weite Wolken krochen und sich wie ein grauschwarzer Nebel allmählich im Zimmer verteilten.

Auch Suko nahm den Geruch wahr.

So widerlich süß, daß ihm fast der Magen hochkam. Wenn er näher darüber nachdachte, kam ihm nicht mehr die Süße in den Sinn, sondern etwas anderes. Die Fäulnis.

Sie genau hatte die Süße überlagert. Und Fäulnis bedeutete Verwesung, Moder, Leichen und Tod…

Suko mußte sich schütteln, aber auch gleichzeitig zugeben, daß er dem Phänomen nicht mehr entkommen konnte. Wen die Wolke einmal erreicht hatte, den lullte sie ein.

Hinter ihm klang Ellen Winters Stimme wie ein böses Versprechen. »Ich habe es gerochen!« keuchte sie. »Ja, ich habe es gerochen und bin in seinen Bann gezogen worden. Der Henker hat uns das Parfüm gebracht, er ist es, dem wir gehorchen. Noch bin *ich* es nur, die in den Bann des Höllendufts geraten ist, aber bald wird er auch *dich* erfassen und in deinen wird jede Pore verstopfen, in sie hineinkriechen, sich ausbreiten. Er wird nicht nur deinen Körper übernehmen, auch deine Seele. Du gerätst voll und ganz unter seinen Bann. Der Duft tötet dich, er vernichtet gnadenlos, obwohl du leben wirst, Chinese. Aber du verfaulst innerlich, daran gibt es keinen Zweifel…«

Suko hörte die Worte wie durch einen Filter. Er war immer stolz darauf gewesen, unabhängig zu sein. Der Inspektor gehörte zu den Menschen, die nicht so leicht zu beeinflussen waren, Hypnotiseure brachen sich an ihm die Zähne aus, aber hier sah seine Chance sehr gering aus.

Ellen Winter und ihr Parfüm beherrschten ihn.

Die dünnen, grauschwarzen Schleier trieben lautlos heran. Suko erkannte, wie sie sein Gesicht berührten und vor seinen Augen zu Fetzen wurden. Er wollte zurückgehen, aber seine Beine wollten ihm nicht mehr gehorchen. Dark Mysterie hatte die Kontrolle über ihn bekommen, und es gelang ihm auch nicht mehr, den Arm zu heben und an die Beretta heranzukommen. Gern hätte er die Flasche zerschossen, aber das war ihm nicht möglich. Sein Wille wurde von diesem Höllenduft überlagert, und er kam sich vor, wie von verwesenden Leichen umlagert.

»Bald ist es soweit«, vernahm er abermals das böse Flüstern.

»Dann wirst du das gleiche Schicksal erleiden wie ich. Aber du bist nur der Anfang. Später kommen andere hinzu. Unsere Modenschau wird ein Sieg für den Höllenduft.«

Das sah Suko auch so.

Er wollte zurück. Der erste Schritt gelang ihm auch, beim zweiten schon knickte er in den Knien ein, und noch immer verfolgten ihn die grauschwarzen Duftschwaden, während hinter ihnen sich das Horror-Gesicht der Ellen Winter abzeichnete.

Sukos Gesicht war schweißnaß. Er konnte nicht mehr widerstehen. Vielleicht noch Sekunden, dann war es vorbei. Er mußte an das Mädchen im Bad denken, das es erwischt hatte. Aber nicht das Parfüm war daran schuld, sondern die furchtbare Mordwaffe.

Suko fiel.

Er kippte nicht nach hinten gegen die Wand, auch nicht zur Seite weg, sondern nach vorn, wo sich die leere Bettfläche befand. Auf ihr

kam er zu liegen.
Der Inspektor lag auf dem Bauch und federte noch zweimal nach.
Dabei drehte Suko sein Gesicht so, daß er zur Seite schauen konnte, und er sah den schwarzgrauen Schatten, die dunkle Flasche und das zerstörte Gesicht Ellens.
»Aus«, drang es über die zerstörten und zerrissenen Lippen.
»Jetzt ist es aus…«
Nicht einmal die Hand konnte Suko heben. Er befand sich in einem tranceähnlichen Zustand und hörte plötzlich den Krach, der entstand, als jemand die Tür aufschleuderte und diese mit der Klinke gegen die im toten Winkel liegende Wand prallte…

***

Es gab ihn also, und er zeigte sich mir in all seiner Scheußlichkeit und seinem Grauen. Das Bild war schlimm. Ich erkannte die schwarzgraue Wolke dicht vor mir, und in ihrem Innern schimmerte der Kopf des Henkers.
Wie sein Gesicht aussah und ob es überhaupt noch vorhanden war, konnte ich nicht erkennen, weil die blutrote Kapuze es bedeckte und nur zwei Schlitze für die Augen freiließ.
Einen Körper besaß der Henker nicht. Der Kopf stand inmitten der Wolke, die genau dort auslief, wo die Schultern begannen und ich auch bei ihm keine Arme mehr entdeckte, dafür aber eine Hand, die aus der Wolke stieg und deren Finger die kleine Flasche umklammert hielten.
Aus ihrer Öffnung drang der so brandgefährliche Höllenduft.
Feine Schwaden durchstießen sie, stiegen träge in die Höhe, verteilten sich und sonderten einen wahren Verwesungsgeruch ab.
Noch etwas sah ich.
Drei Sensen befanden sich in seiner unmittelbaren Nähe. Zwei von ihnen rahmten ihn ein, die dritte schwebte vor ihm. Sie wirkte so, als wollte sie mit ihrer gekrümmten Spitze im nächsten Augenblick vorstoßen und mich aufspießen.
Ich hielt das Kreuz hoch.
Es reagierte auf die Duftschwaden so ähnlich, wie es dies auch beim Todesnebel getan hatte, denn die feinen Schleier trieben nicht gegen das Kreuz, sondern drückten sich rechts und links an ihm vorbei zur Seite. Das sah ich als einen kleinen Erfolg an.
Wer war dieser Henker?
Wo kam er her?
Diese beiden Fragen wollte ich unbedingt beantwortet haben, und deshalb sprach ich ihn an.
»Wie heißt du? Hast du überhaupt einen Namen?«
Zunächst einmal rechnete ich damit, überhaupt keine Antwort zu

bekommen, bis die folgenden Worte dumpf unter dem Stoff der Kapuze hervordrangen. »Ich bin der Henker.«

»Das sehe ich. Und wie kommst du an das Parfüm?«

»Es ist ein Teil von mir.«

»Ach…«

Die dämonische Gestalt hatte bemerkt, daß ich auf eine weitere Antwort lauerte, und ich bekam sie auch. »Sosehr du auch schaust, du wirst nur meinen Kopf zu sehen bekommen. Mein Körper bleibt deinen Blicken entzogen, weil er einfach nicht mehr vorhanden ist. Hast du verstanden? Er ist nicht mehr da, weg, ich habe und besitze ihn nicht.«

»Und wo ist er?«

Da lachte der Henker so, als hätte ich ihm eine sehr dumme Frage gestellt. Vielleicht war sie das in seinen Augen auch, in meinen jedenfalls nicht, und so fragte ich noch einmal.

»Du kannst ihn sehen«, erwiderte er orakelhaft.

»Tut mir leid. Da muß ich wohl meine Brille vergessen haben.«

»Nicht so, wie du denkst, Mensch, das ist ganz anders. Mein Körper ist da. Nur befindet er sich in einem anderen Zustand. Er ist übergewechselt, man hat ihn verteilt.«

»Und wo?«

»Auf die Flaschen. In jeder Flasche Parfüm ist ein Teil meines Körpers. Die Grundsubstanz dieser Flüssigkeit, die Dark Mysterie heißt, besteht aus meinen Knochen. Sie wurden vor langer Zeit zu Mehl zerrieben, mit Hexenkräutern und dämonischen Ingredienzien versetzt, mit Rosenöl und Duftstoffen, so daß vieles im ersten Augenblick überlagert werden konnte. Aber der Duft des Todes kommt immer wieder durch. Wenn du den süßen Stoff aufnimmst, dann wirst du an mich und meine Zeit erinnert. Dark Mysterie bin ich. In jeder Flasche ist etwas von mir, hast du verstanden? Etwas von mir. Wer das Parfüm kauft, gerät auch in meinen Bann.«

Ich konnte die Worte kaum verarbeiten. Was mir dieser Henker da erklärte, war einfach furchtbar. Es würde nämlich bedeuten, daß man Dark Mysterie als eine dämonische Zeitbombe bezeichnen konnte. Wenn jemand das Parfüm erwarb, würde es ihm so wie Ellen Winter oder den anderen ergehen, die in einen dämonischen Bann geraten waren. Dann hatte die andere Seite wieder einen gewaltigen Erfolg errungen.

Konnte ich dies noch stoppen?

Ich spürte den Kloß in meinem Magen, fragte aber weiter: »Wer steckt hinter dir? Wem haben wir den Duft zu verdanken? Rede!«

»Wie meinst du?«

»Gehört dir die Firma Dark Mysterie?«

»Nein.«

»Vielleicht dem Teufel?«

»Ihm auch nicht.« Unter der Kapuze hörte ich das Lachen. »Obwohl er es sicherlich gern gehabt hätte, aber hinter Dark Mysterie stehen andere Gruppen.«

»Deren Namen du mir nicht nennen willst.«

»Doch, ich sage sie dir, denn ich verdanke ihnen viel. Sie haben meine Knochen wieder ausgegraben und sie mit dem Duft vermischt, den sie aus Kräutern herstellten, die in dieser Welt wohl kaum noch wachsen, aber in einem längst versunkenen Land vorhanden waren.«

Ich verstand. »Atlantis?«

»Sehr gut. Ja, sie kamen aus Atlantis, und meine Freundinnen gehörten auch dorthin. Es sind die Nymphen von Atlantis. Drei Nymphen haben Dark Mysterie gegründet. Die Nymphen von Atlantis. Sie nehmen Einfluß, sie werden Einfluß nehmen und den Höllenduft verbreiten…«

Es waren seine letzten Worte, denn vor meinen Augen löste er sich so schnell auf, daß es mir nicht einmal gelang, ihm eine weitere Frage zu stellen, geschweige denn, ihn zu attackieren.

Und so blieb ich zurück, während er mir aus dem unsichtbaren heraus noch einen letzten Gruß nachschickte.

Es war das Klingeln der Sensen…

Ich bekam eine Gänsehaut, als ich dies hörte. Sich nämlich vorzustellen, daß diese Waffe wieder auftauchen und mich vernichten konnte, war nicht gerade angenehm.

Deshalb drehte ich mich auch um, ging einen Schritt zur Seite, aber ich sah sie nicht.

Allein stand ich auf der kleinen Bühne, die bald von Mannequins bevölkert sein würde. Auch die ersten Zuschauer würden sicherlich in den nächsten Minuten eintreffen.

Konnte ich überhaupt zulassen, daß eine Vorführung stattfand?

Nein, im Prinzip nicht, aber welche Ausrede sollte ich gebrauchen, und wie konnte ich die anderen davon überzeugen?

Ich verdrängte diesen Gedanken zunächst einmal, denn eine andere Tatsache beschäftigte mich ebenfalls.

Der Henker hatte von Atlantis gesprochen. Er war sogar konkret geworden und hatte die Nymphen von Atlantis erwähnt. Für mich waren sie bisher unbekannt gewesen. Ich hatte noch nie zuvor von ihnen gehört, aber sie mußten in diesem Fall eine Rolle spielen.

Wer waren die Nymphen?

Wenn mir jemand Auskunft darüber geben konnte, dann Myxin, Kara oder der Eiserne Engel. Leider befanden sich die drei bei den Flammenden Steinen und nicht hier.

Außerdem hatte ich andere Sorgen. Suko mußte verständigt werden. Gemeinsam würden wir dann versuchen, die Modenschau zu stoppen.

Ob es uns gelang, war fraglich.
Ich machte mich mit einem verdammt unguten Gefühl auf die Suche nach meinem Partner…

***

Der Schuß peitschte, und in sein Echo hinein erklang das Splittern, als die Flasche von der Kugel getroffen wurde und in mehrere Teile zerbrach. Geschossen hatte Bill Conolly.
Er stand noch im Gang und wunderte sich selbst über den Volltreffer. Hinter ihm hielt sich Sheila auf, die leichenblaß geworden war und nichts verstehen konnte.
Ebensowenig wie Bill.
Auf der Suche nach Suko war er endlich fündig geworden. Sheila und er hatten sich durchfragen müssen und nach ziemlich langer Zeit eine Auskunft erhalten.
Beide waren in das Zimmer gestürmt, nachdem Sheila schon im Gang der Parfümgeruch aufgefallen war und dies als Warnung reichte. Ein Blick reichte ihnen, um festzustellen, was sich abspielte.
Sie hatten Suko liegen sehen und auch die Frau mit dem zerstörten Gesicht gesehen.
Das war Ellen Winter!
Aber auch die Person, die jetzt vor ihnen stand, völlig normal war und mit einem überraschten Ausdruck im Gesicht auf ihre rechte Hand starrte, auf deren Oberseite einige Blutstropfen wie Perlen lagen, weil kleine Splitter die Haut getroffen hatten.
Sie hielt noch den oberen Rest des kleinen Flaschenhalses in der Hand, blickte auf ihn, hob den Kopf und schaute den Reporter an, der seine Pistole noch in der Hand hielt.
»Was haben Sie getan?«
»Ge… geschossen.«
»Warum?«
Bill stöhnte auf. Verdammt, das war eine gute Frage. Ja, warum hatte er geschossen? Weshalb hatte er abgedrückt und die Flasche zerstört?
Weil sie von einem Monster festgehalten wurde. Nicht von dieser Ellen Winter, die er sah, sondern von einer Person, die sich ihr eigenes Gesicht zerstört hatte und die es geschafft haben mußte, den Inspektor auszuschalten, denn er lag lang auf dem Bett.
»Bitte, ich warte auf Ihre Antwort.«
»Die bekommen Sie gleich, Ellen Winter.« Sheila hatte die Antwort gegeben, und Ellen tat so, als hätte sie erst jetzt Bills Frau entdeckt.
»Sie sind auch hier?«
»Ja.«
»Und was wollt ihr? Ich muß die anderen zusammenrufen, die Modenschau beginnt gleich…«

»Das bestimmen wir«, erklärte Bill, »ob hier eine Modenschau stattfindet.«
»Sie sind verrückt.«
Bill holte tief Luft, aber er kam nicht dazu, eine Antwort zu geben, denn Suko regte sich. Darüber war der Reporter froh. Wenn jemand etwas erklären und auch aufklären konnte, war es der Inspektor, der sich hinsetzte, mit dem Kopf schüttelte und das Ehepaar Conolly erstaunt anschaute. »Was macht ihr denn hier?«
Bill ging auf ihn zu. »Das wollen wir dich gerade fragen. Du liegst hier auf dem Bett…«
»Ja, sicher.«
»Und wie bist du da gelandet?«
Suko runzelte die Stirn. »Ich weiß es nicht. Ich kam in dieses Zimmer, sprach mit ihr, und dann… tja, mehr weiß ich im Moment nicht.«
»Ihnen ist schwindlig geworden«, erklärte Ellen.
Bill lachte spöttisch auf. Er konnte sich nicht vorstellen, daß einem Mann wie Suko, der eine bärenstarke Konstitution aufwies, so einfach schwindelig wurde.
»Das nehmen wir Ihnen nicht ab, Miß Winter.« Bill sprach gleich für seine Frau mit.
Ellen deutete auf den Inspektor. »Fragen Sie ihn.«
Suko saß auf der Bettkante und hatte die Hände gegen die Wangen gepreßt. »Ich weiß es nicht.«
»Er hat meine Parfümflasche zerschossen«, erklärte Ellen. Sie hatte sich mit diesen Worten an den Chinesen gewandt, und der stand auf, bevor er sich umdrehte.
»Wieso?«
»Weil sie…« Bill holte tief Luft, bevor er abwinkte. »Ach, es hat doch keinen Zweck.«
»Das sehe ich auch so«, erklärte Ellen Winter mit harter Stimme.
»Wenn Sie jetzt bitte mein Zimmer verlassen! Ich habe noch viel zu erledigen. Die Modenschau wird stattfinden, das schwöre ich Ihnen. Auch Sie können mich nicht aufhalten.«
Suko nickte. »Gut, wir werden gehen. Entschuldigen Sie die Störung, Miß Winter.«
Bill schaute den Inspektor an, als hätte dieser einen Sprung in der Schüssel. »He, das kannst du doch nicht machen. Wir dürfen die Tante jetzt nicht allein lassen. Die lügt wie gedruckt.«
»Wieso? Was sollen wir sonst machen?«
Sheila gab Suko recht. Als Bill erneut zu einer Bemerkung ansetzte, faßte sie nach seinem Arm und drehte ihn herum. »Komm schon, mein Lieber. Wir gehen. Entschuldigen Sie, Ellen.«
»Ja, ja, schon gut, aber beeilen Sie sich.«

Die drei verließen das Hotelzimmer. Auf dem Gang blieben sie stehen, weil Bill es so wollte. Er drängte Suko sogar mit dem Rücken gegen die Wand. »So, jetzt mach mal den Mund auf. Was ist tatsächlich hier geschehen? Du weißt es doch, du mußt es einfach wissen!«

»Ich?«

»Ja – du!«

Suko hob die Schultern. »Ich ging zu ihr, sprach mit ihr über die Modenschau, dann kamst du und hast geschossen.«

»Ja, nicht ohne Grund. Du hast nämlich wie tot auf dem Bett gelegen. Oder denkst du daran nicht mehr?«

»Auch. Es muß mir wohl schwindelig geworden sein.«

»Und wovon?«

Suko hob die Schultern.

»Kann es das Parfüm gewesen sein?« fragte Sheila.

»Das ist möglich, aber nicht wahrscheinlich. Verdammt, ich hatte einen Blackout und kann mich an nichts mehr erinnern. Tut mir leid, Freunde, es ist so, obwohl…« Suko wurde plötzlich nachdenklich und sprach nicht mehr weiter.

»Was ist denn?« fragte Bill.

»Ich weiß es nicht genau. Da war etwas, das habe ich vergessen. Etwas Bestimmtes, Gravierendes.«

»Sollen wir noch einmal zurückgehen?«

»Nein, es fällt mir bestimmt später wieder ein. Jedenfalls weiß ich noch immer nicht, weshalb du auf Ellen Winter geschossen hast. Zum Glück hast du ja nur die Flasche getroffen.«

»Das kann ich dir genau sagen, Alter. Ich habe auf sie geschossen, weil sie nicht mehr Ellen Winter war.«

»Sondern?«

»Ein Monstrum. Sie stand im Zimmer und hat sich mit fünf Fingern die Haut vom Gesicht gezogen. Kannst du das begreifen?«

»Nein.«

»Sheila, sag du was.«

»Es ist so, Suko.«

»Ach, Unsinn. Ihr hattet Halluzinationen, Freunde.« Der Chinese lächelte. »Was ist eigentlich mit John?«

»Den haben wir noch nicht gefunden.«

»Dann suchen wir ihn.«

Sheila hatte noch einen Einwand. »Hast du eigentlich auch mit den anderen Mädchen gesprochen, Suko?«

»Wozu?«

»Immerhin haben wir ein Problem…«

»Sie haben doch mit diesem Parfüm nichts zu tun. Das sind völlig normale Mannequins.«

Bill schüttelte den Kopf, weil Suko einfach nicht zu überzeugen war. Der Inspektor ging zum Lift. Sheila und Bill schauten ihm nach.

Sie sahen einen sehr nachdenklichen Chinesen. Vielleicht riß irgendwann bei ihm der Faden, das hofften auch die Conollys.

»Hier stimmt so vieles nicht«, erklärte Bill. »Dieses Parfüm scheint mehr Kräfte zu besitzen, als wir bisher angenommen haben. Glaube mir das, Sheila.«

»Das kann sein. Und jetzt?«

»Werden wir wohl oder übel die verdammte Modenschau abwarten müssen…«

***

Wir hatten uns getroffen und in einer Ecke der Halle unsere Plätze gefunden, von wo aus wir nicht so leicht entdeckt werden konnten.

Gegenseitig hatten wir uns informiert, und ich hatte auch von der Gefahr gesprochen, die über der Modenschau lasten würde, wenn sie stattfand.

»Willst du sie denn stoppen?« fragte Bill. »Wenn ja, wie?«

»Das überlege ich eben.«

»Ich würde sie nicht stoppen«, sagte Suko.

Sheila, Bill und ich schauten ihn an. Er kam auch mir verändert vor. Nicht mehr so agil, dafür grübelnd. Als hätte er Probleme.

»Weshalb nicht?« fragte ich.

»Es ist doch alles in Ordnung.«

Ich lächelte. »Für dich vielleicht. Man hat dich eingelullt, Suko. Regelrecht fertiggemacht. Glaub mir.«

»Unsinn.«

»Doch, dir fehlen einige Minuten. Glaubst du denn, daß ich umsonst auf diese Ellen Winter geschossen habe«, sagte Bill.

»Ich verstehe dich ja nicht.«

Es hatte keinen Sinn, wenn wir so weiterredeten. Irgendwann würde auch Suko wieder normal denken und sich an Dinge erinnern, die momentan noch verschüttet waren.

Hätten wir die Modenschau jetzt gestoppt, hätten wir auch unsere Motive und Gründe offen auf den Tisch legen müssen. Und die waren mehr als mager. Keiner von uns hatte Beweise für seinen Verdacht. Wir wären ausgelacht worden.

Deshalb mußten wir in den sauren Apfel beißen und die Modenschau ablaufen lassen. Uns blieb nur die Möglichkeit, wenn es kritisch wurde, einzugreifen.

So sah ich die Sache, so erklärte ich sie meinen Freunden, und jeder war einverstanden, wenn auch nur widerwillig.

Sheila fügte noch etwas hinzu. »Komm nur nicht auf die Idee, mich nach Hause zu schicken«, sagte sie. »Ich bleibe bis zum bitteren Ende,

John.«

»Davon hat keiner geredet.«

»Ah – ich kenne dich.« Sheila hob den Zeigefinger und winkte damit. Sie hatte sich auch umgezogen, trug ein elegantes rotes Cocktailkleid aus dünnem Stoff, der in mehreren Bahnen übereinanderlag und in Höhe des Halses einen luftigen Schal bildete.

Man konnte uns zwar nicht sofort sehen, dafür hatten wir einen besseren Blickwinkel, denn die Halle und auch der Eingang zum Saal war gut zu überschauen.

Einmal wirbelte T.U. im weinroten Samtsmoking vorbei. Der Modeschöpfer machte schon jetzt einen aufgelösten Eindruck. Er sprach mit sich selbst, als wollte er sich anfeuern, alles schnell über die Runden zu bringen.

Die Zuschauer, die Pressefritzen und auch die Fachkollegen tröpfelten ein. Wer den Raum betrat, bekam einen Cocktail gereicht.

Hotelpagen hielten die Tabletts in den Händen, auf denen langstielige Champagnergläser standen.

Da die Luft sehr trocken war, hatten die Leute den entsprechenden Durst. So mußte mehr als einmal Nachschub geholt werden. Die meisten kannten sich auch. Ein jeder Neuankömmling wurde überschwenglich begrüßt, als wäre, er der beste Freund. Nur einen weiteren Vertreter von Dark Mysterie sah ich nicht. Wie sollte ich auch, wenn der Konzern von drei Nymphen geleitet wurde, die aus Atlantis stammten?

Ich hatte meinen Freunden davon nichts berichtet und ihnen nur von der Begegnung mit dem Henker erzählt, die schließlich schlimm genug war. Dieser Henker mit den drei Sensen lag wie eine unausgesprochene und unsichtbare Drohung über unseren Köpfen.

Wir rechneten sogar damit, daß er während der Modenschau erschien.

Dann würde aus ihr eine Mordschau werden. Und davor fürchteten wir uns.

»Sollen wir auch?« fragte Sheila und drückte sich bereits aus ihrem Sessel hoch.

Wir hatten nichts dagegen. Bill wußte, was sich gehörte und hakte seine Frau unter. Der Reporter trug einen blauen Blazer mit einem komischen Abzeichen am Revers, wie es jetzt wieder modern war.

Seine graue Hose zeigte scharfe Bügelfalten.

Suko und ich gingen hinter den Conollys. Der Chinese wirkte sehr nachdenklich und in sich gekehrt.

»Da war noch etwas, nicht?« fragte ich ihn.

»Natürlich, John.«

»Und weshalb sagst du es nicht?«

»Ich kann mich nicht daran erinnern.« Er strich über seine Stirn.

»Es ist so, als hätte mir jemand das Gedächtnis genommen. Verstehst du, was ich meine?«

»Sicher.«

»Und wir können nicht eingreifen, weil es meine Schuld ist.« Suko schüttelte den Kopf.

»Das darfst du so nicht sehen«, sagte ich. »Ich will ehrlich sein. Dieser Henker hat mir noch etwas gesagt. Jetzt hör genau zu. Ich will auch, daß du es behältst. Hinter der Firma Dark Mysterie steckt keine Einzelperson, sondern ein Trio. Drei Leute, Frauen. Man nennt sie Nymphen, und zwar die Nymphen von Atlantis.«

Suko war so überrascht, daß er stehenblieb und ich einen Schritt weiterging, bevor ich mich umdrehte. »Atlantis?« fragte mein Freund.

»Ja.«

»Ist das nicht vorbei?«

»Nein, das siehst du ja. Die Vernichtung der Großen Alten hat uns zwar aus der unmittelbaren Gefahrenzone gezogen und diesen gesamten Komplex etwas zurückgedrängt, aber vorbei ist es nicht. Das werden dir auch Myxin, Kara und der Eiserne bestätigen.«

Suko kam wieder zu mir. »Welcher Zusammenhang besteht denn zwischen dem Parfüm und Atlantis?«

»Das müssen wir noch herausfinden.«

»Und wo?«

Ich hob die Schultern. »Vielleicht hier. Möglicherweise woanders. Wir werden nach der Modenschau jedenfalls am Ball bleiben, das kann ich dir versprechen.«

»Vielleicht fällt mir auch wieder ein, was in Ellen Winters Zimmer passiert ist.«

»Sie wird das getan haben, was ich schon bei ihr sah. So!« Ich preßte meine fünf gespreizten Finger gegen die rechte Wange und zog die Kuppen nach unten. Nur blieb bei mir die Haut auf dem Fleisch. Bei Ellen war es anders gewesen. »Und das mußt du gesehen haben, Suko, auch wenn du dich nicht mehr daran erinnern kannst.«

»Genau das ist mein Problem.«

Auch wir hatten inzwischen den Eingang erreicht und traten über die Schwelle.

Ich nahm ein Glas Champagner. Suko dankte, er trank nicht einmal den angebotenen Orangensaft. Irgendwie war mein Freund von der Rolle.

Bill und Sheila hatten bereits ihre Plätze gefunden. Leider nicht in den ersten Reihen. Die Stühle dort waren für die Presse und Tassilo Urbanis Kollegen reserviert.

Die Conollys hatten ihre Plätze in der zweiten Reihe eingenommen und winkten uns zu, als sie uns sahen. Ich gab den Gruß zurück, und Sheila sagte, als wir neben ihnen standen: »Das wurde auch Zeit.

Lange hätten wir die beiden Plätze nicht mehr freihalten können.«

»Wir sind ja da.« Ich schaute beim Niedersetzen auf meine Uhr.

Noch genau zwei Minuten, dann würde die Schau beginnen.

Ich blickte zur Bühne hin und mußte meinen Kopf dabei nach links drehen. Die Mannequins befanden sich bereits hinter dem Vorhang. Manchmal streiften sie ihn auch, dann bewegte sich manchmal der Stoff.

Jemand schloß die Tür.

Das Licht änderte sich. Die meisten Lampen verloschen, andere wurden dafür eingeschaltet, und ihr Licht fiel nicht allein auf den Laufsteg und die Bühne, es strahlte auch die Pyramide der aufgebauten Parfümflaschen an. DARK MYSTERIE stand im Mittelpunkt!

Hinter dieser Bezeichnung steckte mehr, dessen waren wir uns sicher. Und ich wollte dafür sorgen, daß dieses Rätsel endlich gelöst wurde. Die Gäste hatten ihre Plätze eingenommen. Nur noch wenige Stühle am Ende des Laufstegs waren nicht besetzt.

Über allem lag eine gewisse Spannung. Eine Art von Premierenfieber, das an keinem vorbeiging, auch nicht an Tassilo Urbanis Kollegen, denn wir sahen an den Gesten der vor uns sitzenden Modemacher ihre Nervosität. Zudem hörten wir die geflüsterten Worte, in denen unterschwellig die Spannung mitschwang.

Der größte Scheinwerfer leuchtete jetzt fast die gesamte Bühne aus und tauchte sie in ein fahles, bläuliches Licht.

Der Vorhang bewegte sich flatternd, als er an der Rückseite angefaßt wurde.

Eine Lücke klaffte plötzlich, und dann erschien mit einem strahlenden Lächeln auf dem Gesicht Tassilo Urbani! Er stand regungslos auf der Bühne und nahm den Beifall und das Blitzlichtgewitter der Kameras lächelnd entgegen. Für ihn war es Balsam, den er genoß. Er war ein typischer Narziß, der sich noch sonnte. Ob er es auch weiterhin konnte, war die Frage. Da mußte zunächst einmal der Verlauf der Modenschau abgewartet werden.

Allmählich kam man zur Sache und damit auch zur Begrüßungsansprache des Modeschöpfers.

Ich möchte hier nicht wiederholen, was er sagte. Es war das übliche Blabla, wie sehr er sich freute, alle zu sehen, auch die so zahlreich vertretene Presse. Sogar Dark Mysterie erwähnte er, die seine Schau gesponsert hatte.

Alles lief normal ab.

Vielleicht waren wir vier die unruhigsten unter den Zuschauern, da unsere Blicke nicht allein der Bühne oder dem Laufsteg galten, sondern wir auch woanders hinschauten, in die in der Dunkelheit bleichen Gesichter der Zuschauer.

Keinerlei Regung erkannte ich in ihnen.
Nach seiner Rede begann die Schau. Der Vorhang rückte noch ein Stück zur Seite, so daß die Lücke fast die Hälfte der Bühnenbreite einnahm. Die Vorstellung der Mannequins begann.
Ellen Winter war die erste.
Sie hatte ihr Lächeln angeknipst, ging drei Schritte, drehte sich und blieb stehen.
Es folgte die dunkelhaarige Laura, ein richtiger Vamp, dann Isabell mit den harten Gesichtszügen einer römischen Patrizierfrau, zu der auch die rötlichen Haare paßten, die sie straff zurückgekämmt und im Nacken zu einem Knoten gedreht hatte.
Neben Ellen stellte sie sich auf.
Den Schluß machte Sina. Das Mädchen mit der graurot gefärbten Haarflut. Die Strähnen waren sorgfältig eingefärbt worden. Einmal rot, dann wieder grau. So ein bißchen auf Punk. Und sie trug auch lässig geschnittene schwarze Lederkleidung.
Andere Mädchen kamen nicht. Das wiederum irritierte nicht nur mich, auch Bill Conolly. Er beugte sich vor, schaute nach rechts und sprach mich an.
»Da fehlt doch noch jemand.«
»Ja, Dana Forrester. Sie liegt im Krankenhaus.«
»Und die andere?«
»Das ist Janet«, sagte Sheila.
Sie hatte recht, und wir stellten uns die Frage, aus welchem Grunde sie nicht mitgekommen war.
»Wie hat sie denn ausgesehen?« wollte Suko wissen.
Sheila beschrieb sie.
Der Inspektor nickte. Er preßte dabei zwei Finger gegen die Stirn.
»Da war etwas mit einem Mädchen, John.«
»Und wo?«
»Bei der Winter im Zimmer. Aber ich komme nicht drauf. Das ist das Schlimme. Ich weiß nicht, wie es weitergehen soll. Tut mir leid. Irgend etwas hat mein Erinnerungsvermögen ausgeschaltet.«
»Willst du bei ihr nachschauen?« fragte ich.
Suko wiegte den Kopf. »Es wäre zu überlegen. Wobei ich mich nur frage, ob ich *jetzt* gehen soll.«
»Bist du dir sicher?«
»Das weiß ich eben nicht.«
»Okay, dann warte lieber noch.«
»Hast du etwas vor?«
»Ja. Ich schaue mich mal hinter der Bühne um. Vielleicht finde ich diese Janet da. Wenn nicht, kannst du immer noch hochgehen und nachschauen. Akzeptiert?«
»Muß ich wohl.«

Inzwischen hatte die Modenschau ihren Verlauf genommen. Was da an Kleidern, Kostümen und Pelzen vorgeführt wurde, ob im Romantik-Look oder lässiger Lederkleidung, mich ließ das alles kalt, weil ich andere Pläne verfolgte. Tassilo Urbani begleitete jedes Auftreten eines Mannequins mit dem entsprechenden Kommentar und lobte die einzelnen Kleidungsstücke in den höchsten Tönen.

Natürlich wurde nicht mit Beifall gespart. Ob die Ovationen echt waren oder nicht, ließ sich leider nicht feststellen. Wahrscheinlich gehörte auch viel Schau dazu.

Die Conollys hatten ebenfalls etwas von meinem Plan mitbekommen und stellten deshalb keine Fragen, als ich mich erhob, in einer geduckten Haltung blieb und mich umdrehte. Den anderen Zuschauern wollte ich nicht unbedingt die Sicht nehmen.

Durch die engen Räume zwischen den Stühlen mußte ich mich hindurchquetschen, schaffte es auch und verließ den Saal. Es mußte noch einen zweiten Zugang geben, dessen war ich mir sicher.

Ich fragte einen Pagen, der nicht so recht mit der Sprache herausrückte und erst redete, als er meinen Ausweis sah.

»Ich bringe Sie hin, Sir.«

Wir fanden schließlich eine schmale Tür, die er mir sogar aufhielt.

Ich gelangte in einen nach Bohnerwachs »duftenden« Gang und marschierte bis zur letzten Garderobentür. Sie war nicht verschlossen, wie ich zufrieden feststellte. Dahinter lag der Raum, so wie ich ihn kannte, denn in einer solchen Garderobe hatte ich schon mit dem Henker gekämpft.

Niemand zog sich hier um. Es roch nach Schminke und Spray. Die Vorhänge zu den anderen Garderoben waren ebenfalls nicht verschlossen, so daß ich schon jetzt einiges von der Hektik mitbekam, die dort herrschte. Urbanis Stimme übertönte alles.

»Mädchen, beeilt euch! Ihr seid eine weniger. Ihr müßt für Janet mitarbeiten.«

»Ja, die hat’s gut. Beim nächstenmal setzte ich mich auch ab.«

»Ach, Laura, hör auf! Geh auf die Bühne. Schnell…«

Laura ging und ich auch. Noch einen Vorhang riß ich zur Seite, um am Rande des Durcheinanders aus achtlos hingeworfenen Kleidern, BH’s und Dessous zu stehen.

Daß die Mädchen bis auf die hauchdünnen Slips nackt waren, störte sie nicht. Mich nahmen sie kaum zur Kenntnis, dafür sah mich Tassilo Urbani. Der wollte gerade anfangen zu schimpfen, bis er erkannte, wer da vor ihm stand. Mit einem weißen Tuch wischte er über seine Stirn. »Es ist alles klar, Mr. Sinclair. Wir haben es im Griff. Auch Ihre Firma wurde erwähnt.«

»Das war alles prächtig. Und wie läuft es sonst?«

»Ausgezeichnet. Ich habe ein gutes Gefühl. Diesmal komme ich an.

Zum erstenmal richtig. Ich werde den Stylisten in Paris, Rom und New York Konkurrenz machen. Die Mode *made in London* wird sich erheben wie Phönix aus der Asche…«

Er redete und redete. Ich ließ ihn und drückte mich an ihm vorbei, denn ich wollte mich noch um Ellen Winter kümmern. Sie zog gerade ein Kleid über. Ich sah ihren nackten Rücken unter dem Stoff verschwinden. Eine glatte Haut besaß sie. Nichts erinnerte mehr an ein Monstrum mit zerstörtem Gesicht. Sie drückte eine Hand auf den Rücken und suchte mit zwei Fingern nach dem Nippel des Reißverschlusses.

»Sie müssen ihn erst durch die Lasche ziehen«, sagte ich und fügte hinzu: »Darf ich Ihnen helfen?«

Ellen drehte sich um. »Sie?«

»Ja.« Ich hörte das Ratschen des Verschlusses.

»Sie stören, Mr. Sinclair.«

»Das glaube ich nicht. Ich will von Ihnen nur wissen, was tatsächlich in Ihrem Zimmer passiert ist. Ich hatte Ihnen meinen Kollegen geschickt.«

»Das sagte er mir.«

»Und dann?«

»Nichts.«

»Können Sie jetzt auch die Haut von ihrem Gesicht abziehen?« fragte ich sie.

»Ich muß auf die Bühne.« Mit einem Ruck befreite sie sich und schaute mich scharf an.

»Ich warte auf Sie, Ellen.«

Sie sagte nichts mehr, sondern ging, während mich eine andere, es war die von der Bühne zurückkehrende Sina, zur Seite stieß, damit sie freie Bahn hatte.

Noch wollte ich in den Zuschauerraum nicht zurück, hielt mich aber im Hintergrund und wartete dort.

Von Urbani wurde ich mit manch bösem Blick bedacht, der mich nicht weiter kümmerte.

Ich wollte Ellen Winter im Auge behalten. Sie war für mich eine der zentralen Figuren in diesem Spiel. Natürlich sah sie mich auch zwischen ihren Auftritten, aber sie tat so, als wäre ich nicht vorhanden. Kaum ein Blick aus ihren Augen traf mich.

Die Modenschau lief völlig normal ab. Nichts störte sie. Die Mädchen zogen sich nach den Auftritten in Windeseile um, wobei ihnen Urbani half und es zwischendurch sogar fertigbrachte, mit Quast und Puder den Schweiß von ihren Gesichtern zu entfernen.

Mit aufmunternden Worten schickte er sie jedesmal auf die Bühne und gab selbst keine Kommentare mehr. Die liefen über ein Tonband ab. Lautsprecher übertrugen jedes Wort in den Saal.

Auch der Henker ließ sich nicht blicken. Selbst den süßlichen Duft des Parfüms Dark Mysterie nahm ich nicht wahr. Man konnte sich schon fragen, ob wir nicht ein Phantom verfolgten.

Das Finale begann.

Nicht mit Hochzeitskleidern, wie so oft bei Modenschauen, sondern mit Pelzen. Laura, Isabell und Sina führten sie vor. Es waren hervorragende Stücke, auch farbig eingefärbt, sehr weit geschnitten, man hatte mit Material nicht gespart, doch ich dachte auch an die Tiere, die deswegen hatten sterben müssen, und in meinem Mund blieb ein bitterer Geschmack zurück. Ich mochte es nicht, wenn Frauen ihre Pelze durch die Gegend trugen.

Die Zuschauer im Saal dachten anders. Fast ovationsartig klang der Beifall auf, rauschte über die Bühne und war auch an der Garderobe, wo ich stand, zu hören.

Ellen Winter und Tassilo Urbani hielten sich zurück. Natürlich wollten auch sie auf die Bühne oder den Laufsteg, erst sollten die drei Mannequins den Beifall entgegennehmen.

Und das genossen sie, während sich Ellen und Tassilo schon startbereit machten.

Sie waren beide nervös. Der Mann noch ärger als die Frau. Er tänzelte von einem Fuß auf den anderen, während Ellen einen Blick über die Schulter warf und mich spöttisch anschaute. Gleichzeitig auch wissend. Ich spürte, daß etwas in der Luft lag.

Der Beifall wurde dünner, fiel in sich zusammen, und deshalb hörte ich auch den lauten Ruf meines Freundes Bill Conolly.

»John, komm raus!«

***

Die Conollys und Suko hatten sich das Flanieren der drei Mannequins genau angeschaut. Ihnen war ebenfalls nichts Verdächtiges aufgefallen. Die Mädchen kamen und gingen. Stets trugen sie andere Kleidungsstücke, lächelten, und auch bei Ellen Winter war nichts anderes zu sehen, als nur dieses eingefroren wirkende Lächeln.

Besonders sie wurde von Suko beobachtet. Immer wieder blickte er in ihr Gesicht, forschte, suchte nach, wollte ihre Augen sehen und versuchte, etwas aus seinem Erinnerungsvermögen hervorzukramen, das verschüttet war. Er kam nicht darauf, aber er stellte fest, daß sich der Schleier allmählich lichtete.

Da war etwas gewesen, eine Sache, die er selbst als gravierend bezeichnete, sich aber noch nicht erinnern konnte.

Bill war ziemlich unruhig, suchte ständig John Sinclair, aber der kam noch nicht zurück. Links der Bühne stand die Pyramide aus Parfümflaschen wie ein drohendes Denkmal.

Vielleicht ist es Einbildung, dachte der Reporter, aber er wurde das

Gefühl nicht los, als steckte in den kleinen Parfümflaschen ein gewisses Leben, das sich noch zurückhielt.

Die Schau näherte sich allmählich ihrem Höhepunkt, als Suko plötzlich mit den Fingern schnippte. Die Conollys hatten seine Bewegung gesehen. Sheila fragte: »Was ist?«

»Jetzt hab' ich es!«

»Was denn?«

»Oben im Zimmer. Ich habe doch vermutet, daß dort etwas geschehen sein muß, daß ich einfach nicht vergessen konnte. Das war nicht im Wohnraum der Winter, sondern im Bad.«

»Und?«

Suko sah nach dieser von Bill gestellten Frage die Blicke beider gespannt auf sich gerichtet. »Eine Tote hat dort gelegen, Freunde. Ein totes Mädchen! Auf furchtbare Art und Weise mußte es umgekommen sein. Ich sah das viele Blut, das den Boden und die Wände bedeckte. Es war schlimm und schrecklich…«

»Ein totes Mädchen?« wiederholte Bill.

»Wenn es stimmt, muß es Janet gewesen sein«, erklärte Sheila. »Die Kleine, die hier fehlt.«

»Genau«, bestätigte Suko.

»Und wer hat sie gekillt?« fragte Bill.

»Weißt du das?«

»Nein, das kann ich nicht sagen. Vielleicht die Winter, vielleicht auch nicht.«

»Kannst du dich noch an andere Dinge erinnern?« hakte Sheila nach. »Was ist mit Ellen passiert? Wir haben gesehen, daß sie sich die Haut aus dem Gesicht gezogen hat…«

»Ja, das stimmt.«

»Du auch?«

»Sicher, Bill.« Allmählich lichtete sich der Schleier, und die drei Mädchen betraten zum Finale gemeinsam den Laufsteg. Sie trugen farbige Pelze, sehr weit geschnitten. Sowohl die Jacken als auch die Mäntel. Wieder brandete der Beifall auf, während aus den Lautsprechern die entsprechenden Erklärungen drangen.

Suko und die Conollys hörten nicht hin. Sie schauten auch nicht zum Laufsteg, denn ihre Sorgen waren andere. Bill kam sich vor wie umzingelt. Aus diesem Grunde vielleicht schaute er auch häufiger in die Runde als gewöhnlich. Und sein Blick traf die Pyramide aus Parfümflaschen. Zunächst glaubte er an eine Täuschung, weil er sah, wie sich die einzelnen Flaschen bewegten. Sie zitterten dabei, als hätten sie irgendwelche Stöße bekommen, aber da waren keine Finger, die auch nur eine der Flaschen angetippt hätten. Trotzdem bewegten sie sich, vibrierten, die Schrift schimmerte noch stärker, und obwohl das Glas geschwärzt war, hatte Bill das Gefühl, als würde sich

jenseits der Glasumrandung etwas bewegen.
Das konnte dann nur der Inhalt sein…
Kein anderer schaute dort hin. Der Beifall galt den Mädchen auf dem Laufsteg und ebenso die Blicke der Gäste. Einige von ihnen waren aufgestanden und klatschten stehend.
Blitzlichter zuckten auf.
Und die Pyramide vibrierte noch immer. Nicht nur das. Etwas Schreckliches geschah.
Plötzlich krachte sie ineinander, aber gleichzeitig jagten aus allen Flaschen die Stöpsel raketenartig zur Decke.
Der süße Duft des Horrors hatte freie Bahn!
In einer grauschwarzen Wolke vereinigte er sich und trieb genau auf den Laufsteg zu, wo noch immer die drei Mannequins standen.
Bill Conolly sprang kurz vor Suko auf. Und sein Schrei gellte durch den Raum.
»John!«

***

Ich war gestartet und nahm keine Rücksicht mehr auf Ellen Winter und Tassilo Urbani, denn mein Freund Bill hatte diesen Ruf nicht umsonst ausgestoßen.
Die beiden standen mir genau im Weg. Mit einem wuchtigen Stoß beförderte ich sie aus dem Weg. Daß sie dabei hinfielen, kümmerte mich nicht. Ich wollte auf die Bühne, denn nur von dort oder vom Laufsteg aus, konnte ich eingreifen. Schon auf der Bühne spürte ich, daß in diesem Saal etwas geschehen war, daß sich etwas verändert hatte.
Die Zuschauer waren noch da. Sie standen oder saßen wie festgewurzelt, denn ihre Blicke galten nicht mehr den drei hübschen Mannequins, sondern der eingestürzten Pyramide aus zahlreichen Parfümflaschen, aus deren Öffnungen der grauschwarze Duft kroch und sich in einer gewaltigen Wolke konzentrierte, die sich genau auf den Laufsteg zuschob.
Konnte ich sie stoppen?
Nein, wohl nicht, aber es mußte mir einfach gelingen, die drei Mädchen aus der Gefahrenzone zu schaffen. Ich sprang vor, packte zwei von ihnen, riß sie herum und hörte gleichzeitig das böse Klingeln über mir, so daß ich den Kopf hob und die drei gefährlichen Sensen sah, die zwischen meinem Schädel und der Decke hin und herschwangen.
Dahinter entdeckte ich den Kopf des Henkers und konnte auch in die schmalen Augenschlitze schauen, die seine Kapuze durchbrachen. Die Augen funkelten. Der Körper- und Knochenlose wollte einen Sieg, und er schwang innerhalb der Wolke näher.

Es war zu spät.

Weder die drei Mädchen noch ich konnten rechtzeitig genug verschwinden, so daß sich die Wolke über uns senkte wie ein gewaltiger Deckel. Ich sah plötzlich alles verschwommen, bekam keine Luft mehr, hatte die Augen weit aufgerissen und bemerkte auch die entsetzten Gesichter der Mannequins dicht vor mir.

Die Mädchen taumelten, griffen ins Leere, weil sie immer wieder den Halt verloren. Sina fiel gegen mich, ich wollte sie zurückziehen, als die Magie zu wirken begann.

Mein Kreuz wehrte sich dagegen. Ich spürte den heißen Schmerz an der Brust und vernahm auch weiterhin das gefährliche Klingeln der Sensen, das uns auf einer Reise begleitete, die irgendwohin führte und für die ich keine Erklärung wußte.

Die gab mir ein anderer. Es war die dumpfe und dröhnende Stimme des Henkers, die ich hörte.

»Du sollst sie kennenlernen, die wahren Besitzer von Dark Mysterie. Sie werden sich über dich freuen, die Nymphen von Atlantis…«

Danach hatte ich den berühmten Blackout!

ENDE des ersten Teils

[1]Scherzwort für Krankenschwester